

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 38

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Hans Dieter Schwarze

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 38

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 38

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Titelfoto: Archiv J.P. Wallmann, Münster

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2013 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-967-5
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

| | |
|---|----|
| Aus <i>Quersumme</i> (1952) | |
| Quersumme | 9 |
| Gedenken 1951 | 11 |
| Winter | 12 |
| Aus <i>Konturen</i> (1953) | |
| Viadukt | 14 |
| Aus <i>Flügel aus Glas</i> (1954) | |
| Fallende Blätter | 17 |
| Stoppeln | 17 |
| Herbstbesuch | 18 |
| Auf der Station | 18 |
| Autobusfahrt | 19 |
| Kongreß der Liebenden | 20 |
| Aus <i>Tröste, blasse Straße</i> (1956) | |
| Winterkrieg | 21 |
| Lob der Mansarde | 22 |
| Morgen über der Stadt | 22 |
| Baridylle | 23 |
| Verregnete Straße | 23 |
| Warten am Kiosk | 24 |
| Memento für eine Kaffeewirtschaft bei Münster | 25 |
| Aus <i>Heimweh nach den Weiten. Die abenteuerliche Lebensgeschichte des Dichters Peter Hille</i> (1957) | 26 |
| Aus <i>Clowns</i> (1959) | |
| Gelbe Frucht | 30 |
| Clown August stirbt | 31 |
| Aus <i>Jeder ist Columbus</i> (1965) | |
| Nachmittag römisch privat | 32 |
| Aus <i>Sterben üben – was sonst. Epigrammatisches</i> (1973) | |
| sterben üben... | 36 |
| Haushaltsmuster | 36 |
| triumphierendes dunkel... | 37 |
| zwischen terminen... | 37 |

| | |
|---|----|
| Karnevalsrefrain | 38 |
| die kurzbeinige katze... | 38 |
| schweig dich zu tode... | 38 |
| die hitlerjugenduniform... | 39 |
| in ostpreußen 1945... | 39 |
| morgen wird... | 39 |
| gestern mutter... | 39 |
| nimm dich zurück... | 40 |
| jetzt irren... | 40 |
| sich flöhe halten... | 40 |
| Heimatkunde | 41 |
| Aus <i>Münster</i> (1975) | |
| Promenade | 42 |
| Aasee | 42 |
| Drostenhof Wolbeck | 43 |
| Die Droste | 44 |
| Prozessionsweg | 44 |
| Aus <i>Das große Rabenbuch</i> (1977) | |
| Vauo | 45 |
| Aus <i>Die Brandebusemanns. Eine Familie, die man lieben muß</i> (1980) | |
| Einige persönliche Hinweise | 46 |
| Der Elternmörder | 47 |
| Glückwunsch zu einem freudigen Ereignis | 48 |
| Eine christliche Existenz | 49 |
| Der Schuß in die Decke | 50 |
| Schlitzohrigkeit | 51 |
| Bocksbeutel am Sterbebett | 52 |
| Aus <i>Memoriermurmeln</i> (1980) | |
| <Aphorismen> | 53 |
| Verwaltungsgemäß | 58 |
| Nicht weit von Rom | 58 |
| Ja, anders sein... | 59 |
| Biographische Notiz | 59 |
| Aus <i>Ludwig Leiserer</i> (1981) | |
| Wie Ludwig zum ersten Mal eine Ehefigur wird | 60 |

| | |
|---|-----|
| Aus <i>Mein lieber Wilhelm! Unverhoffte Begegnungen mit Wilhelm Busch</i> (1982) | 63 |
| Aus <i>Caspar Clan Was ihm passiert und durch den Kopf geht. In Knittelverse gebracht</i> (1983); <i>Neues von Caspar Clan. Seine Verse, seine Sprüche</i> (1984) | |
| Erster Bericht über Caspar | 66 |
| »Ick bün al hier!« | 67 |
| Her | 68 |
| Hin | 68 |
| Zweitruhe, morgens, im Wechselrhythmus | 68 |
| Die Vernünftler | 69 |
| Geständnis per Personalbogen | 70 |
| Das Gute, eine Nervenfrage | 73 |
| Endstation Knitteln | 74 |
| Körperdenkanstöße | 74 |
| Häusliche Szene | 75 |
| Im Existenzkampf | 75 |
| »Dumm sein und Arbeit haben: das ist das Glück.« (Benn) | 76 |
| Der Anti-Kandidat | 76 |
| Schwarze dankt Clan | 77 |
| Aus <i>Vom ungeheuren Appetit nach Frühstück und nach Leben. Unverhoffte Begegnungen mit Joachim Ringelnatz</i> (1983) | 78 |
| Aus <i>Sieben Tage Ruhe auf dem Lande. Aus den Tagebuchnotizen eines Versicherungsvertreters</i> (1985) | |
| Erster Ruhetag | 85 |
| Aus <i>Kurz vorm Finale</i> (1986) | |
| Mein Heimatlied | 94 |
| Mensch Meister | 96 |
| Batzlanische Ode | 97 |
| Aus <i>Sieh mir ins Auge</i> (1988) | 98 |
| Aus <i>Geh aus mein Herz. Erinnerungen an eine Jugend 1926 bis 1945</i> (1990) | |
| Von einem Kampflied gegen den Terror der Unsensiblen | 102 |

| | |
|---|-----|
| Bücher besudeln | 104 |
| Daß Theater ein Beruf sein kann | 108 |
| Vorsprechen | 111 |
| Aus <i>Fuß für Fuß. 700 Manteltaschen-Notizen</i> (1993) | 116 |
| Aus <i>Rote Vogelschwärme. Aufzeichnungen meiner Krebszeit</i> (1994) | |
| Gehversuche | 122 |
| Eine Liebesgeschichte | 126 |
| Diamant-Sutra | 129 |
| Krebskrank nach Hause entlassen | 131 |
| Aus dem Nachlass | |
| Münster | 133 |
| Sonett. Nach der barocken Weise des Andreas Gryphius | 140 |
| Nachwort | 141 |
| Textnachweise | 163 |

Aus *Quersumme* (1952)

Quersumme

Alle bauen an dem unsichtbaren Babylon,
Feuerkäfer fliegen sommerabends durch das Werk,
Motore kampfgeohnter Düsenjäger fügen
schwebende Figuren
in die neue Landschaft,
wo kein großer Pan die Flöte bläst.
Die Ströme fließen auenlos,
Angler fehlen –
da wächst das Gebäude.
Und nun sitzen hier die Alten,
Furchen quälen sich in den Gesichtern,
Richtung weisend

In die Herkunft.
Mühsam dick
verbreitet sich darüber Qualm
von Gesprächen,
gut gestopften Pfeifen.
Sprachverwirrung!
warnt das Bakelit der Schalterknöpfe.
Von den Tänzen fremder Instrumente
tönt der tapezierten Wände Viereck.
Sowjetbürger sprechen Bandaufnahmen,
öffentliche Weisheit Sorgen Listen
teilt man mit –
weiß jemand wem?
Enger schließen sich die Zahlenringe,
deren Rechnung keiner kennt,
der ängstlich lauscht.

In den Kinos
hocken aufgereihete Gäste
neuer Religion beisammen.
Die elektrische Beleuchtung blendet ab –
und schon entledigt jeder sich der
Alltagskleidung,
läßt sie liegen auf dem Klappstuhl,
stolpert eifrig in den Flitter,
hängt sogleich mit seinem Kopfe in der
Leinwand –
Füße baumeln lose nackend
in parfümerfüllter Luft.

Grau
verschieben sich Allein.
Bunte Frauen,
Glanz von Aktentaschen
und darunter knien
Blaugekittelte in kleinen Schächten.
Schweißer,
Leitungen mit Lampen lötend.
Seinem Heim zu geht ein Studienrat.
Mädchen hoffen,
wenn Plakate locken
von den runden Säulen uns'rer Zeit.
Kinder finden Schwielen lustig,
karg und traumlos
zählen sie die Falten Toter.

Alles trennt sich,
jeder trauert einsam,
alle Menschen.

Und die Erde atmet.

Gedenken 1951

Die kalte Ente,
mit nassen Lappen umwickelt,
wie wir es in Afrika lernten.
Hier,
zwischen unseren Knien,
die Holzkiste.
(Andacht mahnt aus alten Fasern.)
Die Decke drüber
schenkte eine Consulin aus Lübeck.

Laßt nur die Zigarettenasche stäuben!

Von draußen strömt der Maigeruch der Blüten
in die Essenzen uns'rer Bowle,
dieses kleine Werk.
Die Bäume kennen wir nicht.
Wir blasen Ringe,
uns're Kunst ist flüchtig.

Im roten Lampion
zittert die kurze Kerze
wie ein Gefangener,
der nicht mit uns zurückkam.
Er winkt.

Ein Buch
rutscht unbeholfen am Radio ab.
Wir haben keinen neuen Stuhl gekauft ...

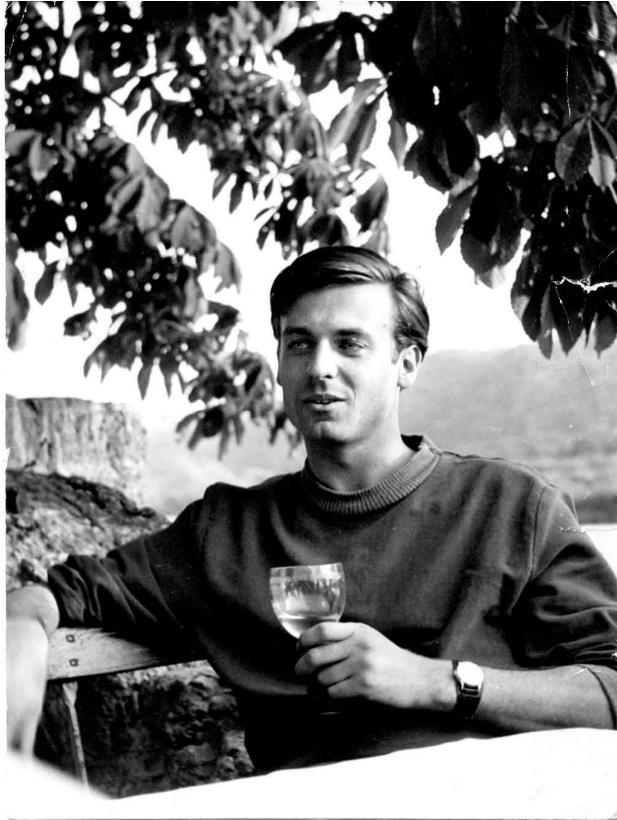
Wir wollten heute abend spielen, Freunde.
Vorm Mond erblaßt der Horizont.
Mir blättern alle Karten aus der Hand.
Füll' die Gläser, Anita!

Winter

Krankenhauslandschaft:
Kalkweiße Wände beengen,
innerer Mörtel ist Schweigen.
Büsche,
wie linnenbezogene Figuren,
rieseln Metaphern am Wegrand.
Gleich bist Du tot,
ziehst Du den Schal nicht fester!

Krankenhauslandschaft:
Furchige Felder, Kinderstationen
zwischen den Buckeln gefügt,
lustig sind manche und tanzen.
Wäsche, Kübel, Novizen:
freundliche Küchenbesatzung,
kecker Beginn.
Spitze Tännchen der Schonung.

Krankenhauslandschaft:
Schlug Dich auf's Auge
mit weißem Arm Schwester Kellermeisterin,
wandte die ältliche Tanne
watschlig sich ab –
schon stehst Du im schwarzen Waldkeller,
schneeüberdeckt,
im Schattengestrüpp der Toten.



1950er Jahre

Aus *Konturen* (1953)

Viadukt

*Grüß dich, Deutschland,
aus Herzensgrund!
Eichendorff*

Prolog

Dieses Blau, Humusboden der ersten Zeile,
hab ich aus alten Meistern hervorderstilliert und
aus den Gedichten von Gottfried Benn. – Ich danke.
Dank auch: Walt Whitman!
Dein Amerika über uns.
Dank auch: Genosse Majakowski!
Dein Rußland über uns.
Eure Torkeltiraden,
Gehversuche frischer Metaphern,
kreischend, mit glänzendem Haar,
sind über uns, der toten Nation,
in Düsenjägern und Explosionen.

Unterbrecht!
Nur für die Dauer der Takte dieses Gedichts.
Unser letzter Gesang trübe nicht eure Mühe.
Auch hänge nicht jede Note als bleierne Kugel
an den Rücken eurer jungen Soldaten.
Sie werden nichts begreifen, die Bilderverständigen.
Dieses Lied ist kein Schlager aus Rio,
keine präzise Musik für die kritischen Köpfe.
Dies ist der letzte Lobgesang für etwas Gestorbenes
und zugleich für das Ewig-Lebendige,
welches immer tötet und euer Schicksal
auch in diesem Zeichen gebar.

Der Viadukt

Aus der Tiefe beziehst du die Wölbung.
Oben: Die Plattform der breiten Straße,
die glatte Linie der Demut nach oben,
den kunstvollen Boden, poröser Straßenbeton.
Heimlicher Atem und alte Musik
mischen sich kräuselnd hinein
in die Duftröhren des Teeres.
Das riecht wie Wälder in schweigender Dauer.

Chemie bezog sich auf kalkige Steine,
so wurden die Richtungsweiser der fremden Armeen.
Gras in den unbefahrenen Ritzen des Viadukts:
Haare aus toter Brust.
Jahre, Zahlen und Werte
wurden zur technischen Form.
Dienstfertige Fläche für kriegreiche Zukunft,
die anderen Fahnen gehört.
Körner der Hoffnung, die in den alten Äckern
immer noch auf den Himmel warten,
lehnten sich zu den Schädeln der Sachsenkönige
und den Schädeln diverser französischer Kriege.
Darüber die Sauce aus Wermut, Feuer und Lorbeer –
über den Schultern der Helden begab sich das alles,
in hölzernen Winkeln, die waren errechnet
nach Preußengesetzen und Bachschen Kantaten.

Die Geländer am Rande
– kaum ein Soldat erreicht sie lebendig,
der offene Kampf ist im mittleren Feld –
die Geländer sind noch der wenig veränderte Stein
uralter Male und Götterbilder,
wir haben sie selber vor langem von Fremden geerbt.
Manchmal, wenn hinter den Panzern
Rillen im Boden zurückbleiben,

nur für Sekunden, denn gleich
folgt schon der nächste Koloß,
manchmal könntet ihr dann erkennen,
in quälender Spiegelung, was einmal hier war:
Träumende Boote, Gedichte und Jalousien,
Blumen am Zaun
und die Tröstung von schwächlicher Mutter,
Maria, Heimweh, Paraden –
Verschüttungen aus dem Zerschliss'nen –:
Boden aus toten Metaphern ist es,
auf dem ihr marschieret.

Wenn die Sonne winterlich glänzt,
so denkt dran, für einen Moment nur,
dann gilt der späte Strahl uns,
dem Zement, dem Metall – eurer Straße,
dieser großen Gebärde des Alls,
auf der ihr euch kindlich bewegt.
Wir werden nicht mit euch frieren, noch siegen.
Unser Sinn gilt einzig den Toten,
den Nahen der Erde.
Und am Rande des Fahrwegs zögert die Böschung,
wo aus dem Sand von Träumen noch immer blüht
der gelbe Ginster unserer Liebe.
Hier sinken eure Gefallenen ein.

Sie werden liegen
neben den Leibern unserer Dichter,
mit starrem Blicke hinabschaun zu Gründen,
über die Hänge,
 von Schwärmen weiser Vögel bedeckt,
über das kühle Oliv der ruhenden Sträucher,
in die Tiefe der Wölbung, abwärts,
wo zwischen
 den schwarzen Fischen des unbenannten Flusses
die Stille wohnt,

deren Arme dann
von Zeit zu Zeit heraufreichen werden,
einen um den anderen zu sich zu holen,
Soldaten und Dichter, Geschlecht um Geschlecht.

Aus *Flügel aus Glas* (1954)

Fallende Blätter

Maitre du mort
beim letzten Blätterfest:
Wenn späte Anmut
todestaunlich schaukelt
im Pirouettenduft des Winds.
Gilben, Goldspiel –
bis die Pfützen zugetrieben.
Aufgedunsene, nasse Fratzen
liegen nachts an den Laternen.

Stoppeln

Auf der Gleisanlage gefurchter Äcker
warten die Züge der Sehnsucht.
Schwalben sammeln Proviant.
Gealterte Büsche summen am Rain
ihr Lied vom tröstlichen Nebel.
Schon steigen die Drachensignale!
Im Schlaglicht der sterbenden Sonne,
fährt Traum um Traum ins Gewölk.

Herbstbesuch

Das Laub ergraut,
die Bäume beugen ihr Gerippe.
An feuchter Bretterwand
klappt klatschmohnrot
ein altes Schild von Blech
mit einer blonden Frau.

Bierkutschers Pferde stehn
mit breitem Rücken draußen.
Die Regenknöchel trommeln
auf der Plane.

Nun fährt die lange, gelbe Tram
in unsre Straße ein.
Rasch, hinter die Gardine mit dem Kopf!
Unten steigt man aus.
Ja – gleich wirst Du hier sein.

Ich schließ' die Jalousien zu.
Es bleibt uns die blasse Tapete,
ein Lichtkreis zum Löschen,
und wenige Schritte im Raum ...

Du läutest. Ich öffne.

Auf der Station

Ich sitze vor der Gepäckausgabe und warte.
Da bewegen sich leis die Zeiger der Bahnhofsuhr:
der kleine hängt vor der Zwei,
der große schleicht von der Sechs zur Sieben.
Nur eine gläserne Birne

leuchtet im Haus an der Sperre,
einzige Frucht dieser seltsamen Macht,

Ich sitze und warte immer auf dich.
Die späte Motte über meinem Papier
hat Glanz von deinem Glanz, Geliebte.
Jeder Augenblick zwischen den Stunden
pflückt Blumen für dich
aus der ordentlichen Reihung der Abfahrzeiten,
aus den weißen Rundköpfen der Porzellanlampen,
aus den Schatten vor starren Wänden.

Alle Züge,
die an meiner kleinen Station vorbeifahren,
bringen dich mit.
Und der alte Wachmann, der hier herumschlurft,
faßt heute abend Mut und singt und pfeift.
Alles behütetest du mir, Geliebte.

Nur die Schienen erwarten mit bebender Spannung
schon jetzt die Züge, die seit gestern abend,
mit Reisenden und mancher Post bepackt,
vom fernen Süden
nach hierher unterwegs sind ...
Gesang der Schienen kündigt
das Gestrige an, zugleich mit dem Morgen –
ich sitze und warte.

Autobusfahrt

Rote Zweige,
Laub vom vergangenen Jahr,
kauernde Hecken am Wegrand;
blinkt ein Hauslicht,
sind sie vergessen.

Mondglanz
rutscht von der Kühlerhaube
staubigen Stämmen zu,
die sich in Kurven
jäh
zu zerklüftetem Laubwerk flüchten.

Ruhig atmet der Motor,
rund und griffig das Steuer
vorn ledernen Kissen des Fahrers.

Kongreß der Liebenden

Ein Kongreß war da
von Liebenden in Kitteln,
blaßbleu im Morgen.
Die frühen Züge schnaubten eben.
Signale blinzelten rosig
im Schneelicht herüber.

Nach den taktischen Lehren
alter Bünde geordnet,
so stimmten sie ab.
Auf die blinkende Gabel
sprühender Sonnenstrahlen
sprang die Musik
der süßen Debatten
– und dampfte hinweg.
Da blieb dann der Tag:
Gelbe Kanister voll Licht.

Doch wer nun allein steht,
irgendwo im Verkehr,
auf einer Insel,
wer zu warten gezwungen ist

beim Bus an der Kreuzung,
im Parkett der Oper,
in jenen Sekunden des Dunkels
vorm Öffnen des Vorhangs –

die Melodie jener Abstimmung
klingt ihm leise herauf;
man erinnert sich zärtlich –:
Kongreß der Liebenden,
zwischen dem Schneelicht und früh,
Rosensignale ...

Für einen Lidschlag ist es dann wahr:
Du stehst im Beschluß
für das Glück.

Aus Tröste, blasse Straße (1956)

Winterkrieg

Da hock ich nun:
schwarzweißer Schnee,
so weit ich seh
und in ihm ruhn
die toten und
lebendigen Soldaten.
Mein Mund
möchts Herz verraten
mit einem Schrei
der Wut.
Nur gut!
Jetzt donnern die Granaten.
Man ist so still dabei.

Lob der Mansarde

Das letzte Fenster knapp unterm Himmel
ist immer das schönste!
Ruhig wie rollende Groschen
tönt in der Tiefe Verkehr.

Zu einem mausgrauen Punkt
verjüngt sich die eiserne Leiter,
blickt man hinab in das Tal
steinernen Materials.

Alles Blinken der Frühe
trifft zum Empfang bereit
uns, die Liebenden, hier
– knapp unterm Himmel.

Morgen über der Stadt

Die Stadt erhebt ihr
zerklüftetes Antlitz.
Schornsteine, hager,
von Nachtarbeit grau,
übermüdet,
puffen verwaschene
Bündel nach oben;
breite Wolken
verleiben sie ein.

Der Schädel der Sonne,
schmierig vergoldet,
zwingt sich hindurch –
da wandert der Himmel;
und tupft mit Bauschen

von blauer Seide
aufs Antlitz der Stadt,
das verwirrt
zu schimmern beginnt.

Baridylle

Als im Gehäuse der Trompete
'ne arme Seele explodierte,
brach am Verputz ein Brocken Blau,
das zu dick aufgetragen war,
vom Südseehimmel ab.

Der Dielenboden träumt damit
und läßt sich von den Schuhen Trunkener,
die dieses Blau zertreten,
Sekt, Tränen und Parfum beimischen,
bis nichts mehr bleibt.

Verregnete Straße

Tröste, blasse Straße,
mit deinen schimmernden, feuchten Augen,
in denen ein Junge steht,
der Schiffchen fahren läßt.
Bäume, rissige Arme,
reckst du gegen gefleckten Himmel.
Kleines, fächelndes Grün umhüllt sie,
spielt vor ernsten Astfingern
über den gelben Laternenköpfen.

Liebe Straße,
in steinerne Borden gekleidet,
von blinkenden Schienen geschnürt –

schon schläfst du.
Und über mich hin
beugt sich der Wind vom Himmel nieder,
um Zärtliches,
Blasse,
mit dir zu besprechen.

Warten am Kiosk

Wir wollten uns hier treffen
nah am Kiosk, zur U-Bahn-Seite.
Stumm grünt das Licht beim Übergang
und niemand kommt. Die Hupen kläffen
vom Platz der Republik herüber,
am Zeitungshäuschen quillt
durch eine Ritze Rauch
und macht mirs Magazinbild, das
ich grad betrachte, trüber.

Ich stehe zwischen den Gesprächen,
dem Sohlenschurren, Räderknarren,
und wage nicht, mich umzuwenden.
Ich hoff' dann wirst du eher kommen.
– Es ist sehr schön, wenn wir uns treffen,
ein Wagnis jedesmal, fremd sein
und sich in erste Sätze helfen,
die keinen angehn und doch stimmen,
als ob ein krummer Birnbaum blüht.
Dann glaub' ich manchmal noch an Elfen,
doch sag' ichs nicht. Es wär verfrüht.

Nun seh' ich dich! Ein Pferdewagen
steckt zwischen Taxis eingeklemmt
links auf der Kreuzung. Und du mußt
darum den kleinen Bogen schlagen.

Ich dreh' mich wieder ab. Verzeih,
ich bin ein Feigling und beschämt,
daß meine Liebe so mich lähmt –
du sollst die ersten Worte sagen.

Memento
für eine Kaffeewirtschaft
bei Münster

Hinterm Rundlauf waren Füchse,
bunte Hühner, auch ein Uhu,
Sand, Eidechsen, Spuk und Spuren.

Vorn im Garten trank man Brause,
die Erwachsenen Kaffee.
Alle Kinder weinten hier.

Hinterm Rundlauf war die Welt:
Handelsplatz für Käfer, goldschwer;
Schmetterlinge, tot, lebendig;

Raupen, Kröten krochen durch die
mattgestanzten Ringe – Kontrebande
aller Reisenden in Sehnsucht

schlug man um, gelassen feilschend,
mühlos noch, wenn auch mit Schreien.
Nur der Abend machte schwer.

Aus Heimweh nach den Weiten (1957)

Die abenteuerliche Lebensgeschichte des Dichters
Peter Hille

Berlin 1904

Eine wunderliche Gestalt schleppt sich zum Zehlendorfer Bahnhof. Der Kopf ist vorgereckt wie in ungeheurer Atemnot. Eine Hand krampft sich in den Kragen des schwarzen Mantels, der die schmale Figur umhüllt, die andere Hand trägt noch immer den groben Sack: Behälter für Zettel und Notizblätter, Rechnungen und Zeitungsausschnitte. Zusammengedrückt liegen sie nebeneinander: die prosaischen Zeugnisse eines Junggesellen-Wanderlebens, verbracht unter immerwährenden Geldnöten, und die trunkenen Verse, Aphorismen, die Prosaskizzen und Entwürfe großer Dramen.

Jetzt fällt der Sack unsanft zu Boden. Die haltende Hand hat sich gelöst, um der anderen zu Hilfe zu kommen. Sie zerren und reißen am Kragen, ohne wirklich etwas lösen zu können; denn die Beengung sitzt im Innern.

Der Kranke stolpert vorwärts. Zurück bleibt der Sack, das Gepäckstück des Dichters, der viele dieser Art schon besessen hat, sie vollstopfte mit Einfällen und Ideen und sie dann irgendwo auf seinen unruhigen Wanderungen in England, in Holland und in Italien stehenließ als Andenken oder auch als Pfand für rückständige Mieten, die niemals bezahlt wurden.

Auch dieser letzte Sack, der aus den Händen des Dichters gleitet, enthält noch Gedichte, schillernde Sätze ohne Anfang und ohne Punkt, einzelne Wörter, schnell zusammenkombiniert auf den Rand einer Tageszeitung, eines Billets oder Briefes – aber so rätselhaft und voller Musik.

Der Dichter taucht noch einmal in die Dunkelheit des schläfrigen, nächtlichen Berlin. Er geht eine wenig beleuchtete Querstraße entlang und nähert sich nun dem Bahnhof, der hell ist und belebt von laternenlichtbleichen Gesichtern, die gleich unserem Dichter, von Unruhe getrieben, es nachts nicht hinter den Holzrollos der Fenster aushalten.

Der Kranke bleibt stehen. Es ist ihm etwas eingefallen. Er tastet nach seinem dicken, überlangen Bismarckbleistift, den er stets bei sich trägt, und sucht einen Papierfetzen aus der Tasche hervor, um irgend etwas aufzuschreiben. Aber die Kraft verläßt ihn. Er, der Unermüdlische, läßt den Bleistift sinken.

Niemand weiß, was er noch schreiben wollte. Eine Gedichtzeile – oder eine Nachricht an seinen Bruder in Hamm, in dessen Haus er einige Jahre der Entspannung und Sicherheit in der Mitte eines unruhigen Wanderlebens verbracht hatte? War es ein Abschiedswort an die Rote Erde, die er so geliebt und der er sich stets als zugehörig gefühlt hatte? Oder wollte er Gott Dank sagen dafür, daß er es ihm, dem Dichter Peter Hille, vergönnt hat, ein Leben lang in der Gotteskindschaft stehen zu dürfen? Dankte er für die Gnade, die ihn weder in Armut noch in Schmerzen zerbrechen ließ? Oder wollte er sich einen Abschiedsspruch widmen aus der Einsicht, nur Wegbereiter für eine neue Epoche der Dichtung in Deutschland zu sein und nicht schon in der Vollendung stehen zu dürfen?

Die Krankheit, die er lange vernachlässigt hat, übermannt ihn jetzt völlig. Er meint zu stürzen – aus unendlicher Höhe. Seine Hände tasten noch am Stein eines Hauses entlang. Die Augen sind rotblind und klären nichts mehr.

Eine Frau, die zum Bahnhof geht, sieht ihn fallen. Sie läuft auf ihn zu und erkennt den Totblassen. Andächtig bettet sie sein Haupt in ihre Hände. Sie gehört zur

»Neuen Gemeinschaft«, einem »Künstlerorden«, zu dem auch Peter Hille zählt. Für sie und ihre Freunde ist er ein verehrungswürdiger Dichter, ein Heiliger fast, der unter ihnen in diesen letzten Jahren Jünger gefunden hat.

Behutsam versucht die Freundin das Blut abzuwischen, das aus seinem Munde getreten ist, aber vergeblich. Die Umstehenden, die seinem Abtransport ins Krankenhaus beiwohnen, flüstern von Mord, von blutigen Dolchstichen in der Finsternis der nächtlichen Großstadtgassen.

Die ihn aufhob, sie geleitet den Bewußtlosen jetzt auch ins Krankenhaus. Von einer Nachtschwester wird sie um die Personalien des Kranken gebeten.

»Peter Hille«, sagt die Frau mit stockender Stimme, »geboren am 1. September 1854 zu Erwitzen, Kreis Höxter in Westfalen. Er war ein Dichter, ein suchender, vielleicht ein irrender – aber doch ein begnadeter Dichter...«

»Konfessionszugehörigkeit?« fragt die Schwester.

»Katholisch.«

»Es ist gut. Sie können sich morgen nach ihm erkundigen.« –

Später fügte die steile Schrift einer alten Schwester auf der Karteikarte hinzu: »Gestorben am 7. Mai 1904.«

Es ist seltsam – : der Dichter Peter Hille, der so auf einem Großstadtbahnhof vom Tode berührt wurde, verspielte die Kinderjahre heiter in den Wäldern seiner Heimat. »Ich verlebte eine einzige Kindheit auf dem Lande,« schreibt er einmal selbst in einer kleinen biographischen Skizze, »machte in eigenwillig verlängerten Ferien und flunkerweis ausgefallenen Stunden viel Gänge in den Wald und war stolz, wenn ich nach Anweisung meines Vaters, des Rentmeisters Friedrich Hille, mit Röteln Nummern an die Braken und Klafter schreiben durfte oder eben einmal hinlief, um zu sehen, welche Nummer drüben an dem Holzhaufen stand.«

Aber wenn sich der Vater im Walde schußbereit machte, blieb der Junge zurück. Auch die geräuschvolle, von Böllern erfüllte Neujahrsnacht war ihm entsetzlich. Der Lärm der Eisenbahn quälte seine empfindsamen Nerven, die später selbst in Dramen und Opern »um die Katastrophen herum« furchtsam und zitternd reagierten. Peter Hille war keineswegs das, was man so landläufig ein »kerngesundes Naturkind« nennt, kein rotblonder Held aus den westfälischen Wäldern.

Er gedachte als reifer Mann noch seines Umgangs mit den zarten »Schloßkindern« seines Heimatortes, deren Wesen ihm wohl mehr entsprochen haben mag als der rauhe Ton der Dorfjugend. Auch erinnerte er sich noch nach Jahren in einer kleinen Betrachtung, wie er mit seinem Vater im »Ponywagen« nach Höxter in die alte, schöne »Stadt« fuhr. In der Benediktinerabtei Corvey stand er damals dem Dichter des Deutschlandliedes, Hoffmann von Fallersleben, gegenüber. Da fühlte der empfindsame Dreizehnjährige schon etwas »wie geheimes Einverständnis«.

Als der Junge die Schulen in Holzhausen und Nieheim besucht hatte, kam er aufs Progymnasium nach Warburg, das er ohne Beschwer bis zur Unterprima durchlief. Erst in Münster auf dem Paulinum, wohin er übersiedelt hatte, einer ehrwürdigen, strengen Anstalt, erwies sich ein weiterer ruhiger Aufstieg als unmöglich. Hilles wachsende Empfindsamkeit, die ihm eine Sammlung zu sachlicher Arbeit immer mehr erschwerte, und seine nach außen drängende Unruhe fügten sich nicht mehr in die Ordnung einer Schule. So muß man auch aus dem Charakter des Dichters zu verstehen versuchen, wenn er noch kurz vor seinem Tode manche Lehrer haßte und die Schule eine »Folteranstalt« nannte.

Hille mußte auf der Schule scheitern. Statt sauber aufgebaute, vernünftige Aufsätze über einen vaterländischen Gedanken in einem Verse Homers, Goethes oder Schil-

lers verfaßte er lieber in einer geheimen Schülerbundzeitung witzige Artikel über den Direktor. Homer habe seine Ilias nur gedichtet, schrieb der junge Poet, um dem Direktor des Paulinums zur Erläuterung des acolischen Dialekts Gelegenheit zu geben. – [...]

Aus *Clowns* (1959)

Gelbe Frucht

Jetzt pflücken, das Gelbe nur,
Glanz und Spiegelung pflücken –
nur kein Gewicht.

Tückischer Kern,
Fruchtfleisch, zu süß,
um ihm zu entgehen.

Nur den gelben Spiegel
aus Haus
aßen wir eben,
spuckten den Rest
zwischen Kiesel und Farn.

Aber entgingen wir? Nein,
hat doch alles Gewicht –
zart
war nur unser Zögern.

Clown August stirbt

Nur eine Spur von Sägemehl.
Die rote Balustrade
stand schief im angeschminkten Morgen.

Die Vögel schrien längst.
Wir wußten nichts,
Die Wache trank.

Er hatte sich hinausgebracht,
den Kopf gewaschen, daß
er hellen Angesichts im Morgen

die Larve, die er Jahr für Jahr
bedient, beschämen könnte.
Die Balustrade hatte nachgegeben.

Und draußen vor dem Gitter,
wo der Brötchenjunge radelt,
lehnte er, als wir ihn holten

zum Beweinen.

Aus Jeder ist Columbus (1965)

Nachmittag römisch privat

Wieder Abschied wie seit Wochen.
Wolken flegeln, üben rüde.
Herzen werden nicht zerbrochen,
haltbar bleibt die Attitüde:

diesmal römisch, Frühling, reisend,
Wolken öffnen blasse Store,
morgen steht das Herz vereisend.
Pffiffe kneifen sich im Ohre.

Laß den Morgen, auch die Pffiffe.
römisch kommen wir uns heute.
Wolken bauen breite Schiffe,
laden Römer uns zur Beute.

Wieder Abschied wie seit Wochen.
Mädchen, sei des Abschieds müde.
Frühling kommt ins Land gekrochen.
Februar, nun sei nicht prüde.

Sommer, reisend, will sich rüsten.
Männer dürfen ihn begleiten,
Fingernd noch an deinen Brüsten
denk ich winterlicher Weiten.

Doch ich war schon Kind im Bade,
pfl egte mich in Zitadellen.
Sommer überm rostgen Rade,
wenn sich Wälder gelb erhellen.

Über Schären, Fluten, Küsten
darf ich wirres Strauchwerk lieben,
daß sie ewig träumen müßten
von den Nächten der Kariben.

Wieder Abschied und die Träume
dunkeln rostrot mir herüber,
Falterflirren, Wurzelwunden –
römisch, Februar und trüber.

Laß auch römisch die Distanzen.
Was ist alles schon zerbrochen.
Alte Häuser hüten Wanzen,
unbeweglich sind die Knochen.

Endlich Abschied, leere Fläche.
Nie kann etwas noch genesen.
Schien es erst, das Herz zerbräche,
dauernd wird erst, was gewesen.

Keine Krümel mehr von Stunden,
die sich glückerfüllt verstanden.
Jeder hat sich abgefunden.
Liebe, sagt man, kam abhanden.

Darum Abschied, Abschied, Abschied.
Wolken prüfen sich und Raben,
nordisch Felder nur, Geäste
und die Reiserouten haben,

und am Nachmittage gleiten
ausdruckslos vorbei die Jahre
oder Wochen, Tageszeiten
lösen deine festen Haare.

Blas die Lippen auf zum Lächeln.
Tugend ja und was uns bleibt –
Palmen können stehn und fächeln,
bis man wieder Briefe schreibt.

Schlaf ich einst bei Weg und Welle,
längst vergilbt sind Bausch und Bogen.
Spanisch bleibt die Treppenschwelle,
wo wir zärtlich uns belogen.



Um 1963



Regisseur Ulrich Schamoni, Ulla Jacobsson, Hans Dieter Schwarze und Produzent Peter Schamoni werden für den Film »Alle Jahre wieder« ausgezeichnet.



1965 (Foto privat)

Aus Sterben üben – was sonst (1973)

sterben üben
autofahrenderweise
allein
ohne mozart
sterben üben
mit sinnlicher präzision
bis zum ertauben
der linken schulter

oder

töte als prüfung
erstmal dein image
ist das wohl schwerer
als totale vernichtung

oder

solche fragen vergiß
mach dich einzeln
und du bist
schon tot genug
hast
sterben geübt

Haushaltsmuster

kein auge im haus mehr
das licht zu bezahlen

die stimmen
verhängt von wolldecken

alles vereist
von wichtigkeiten

deren kühle barrieren
umstehen das telefon

sie schieben sich vor
bis zur gedämpften klingel

darunter liegt
auf einer couch

der totenkäfer vom amt
für öffentliche ordnung

triumphierendes dunkel
das bleibt
von castroprouxel

zwischen terminen
ein wenig jahreszeit
mit der vom zdf vorausgesagten
kaltluft –
für die vertreter
der infrakommission
allerdings und lediglich
im lokusfenster

im konferenzraum ist
das klima angelegt –
an wen wohl?

Karnevalsrefrain

ich hab mich entmündigen lassen
tanderadei
mach die tassen
voll die mir fehlen
im schrank
bitte sei so frei

die kurzbeinige katze
schwarz-weiß gefleckt
ist wieder da
sie kräht wie ein hahn
diese nacht

damit bringt sie
diese ganze bibelstory
durcheinander und
unter den balkonbirken
steh ich so still
als betete ich

bis ich rülpe

schweig dich zu tode
denn du sprichst
erst wirklich wenn du alle mode
brichst

du mußt es wagen
über die sanitären anlagen
hinwegzuscheißen
ins gras
darein wir alle beißen

die hitlerjugenduniform
zog ich noch an 1943
als mein großvater starb
ich wollte ihn ärgern
weil er mich
wegen meiner verse
ausgelacht hatte
– da war ich nicht nur
ein nazi

in ostpreußen 1945
sah ich die feldgendarmerie
schießen schießen schießen
auf die eigenen leute
welchen es an munition fehlte
für jede richtung
– da war ich dann nicht nur
ein antinazi

morgen wird
eingeebnet
mutters grab
wir aber
wollen locker
locker bleiben

gestern mutter
sah ich dich bei
den vogelschwärmen
südlich von soissons
du wolltest dich
nicht länger härmen
und flogst davon
im dienstauto
fuhr ich nach norden
mich einzumorden

nimm dich zurück
bediene
einmal nicht die erwartung
empfiehlt die souffleuse
im stadttheater
seit gestern

jetzt irren
die schauspieler
manche
kriegen gesichter wie menschen

einer
soll allerdings
gegen sechs uhr morgens
auf der promenade
nahe dem kriegerdenkmal
nach einem starken mann
geschrieen haben

das
ängstigt nun
die souffleuse

sich flöhe halten
an lustlosen tagen
das übt die reflexe
für den angriff
der kommt –
wahrscheinlich
sechs uhr zehn

Heimatkunde

im rahmen
der freiheitlich-demokratischen
grundordnung
macht sich keiner
ein bild

für micheline



*Als Regisseuer bei Dreharbeiten zu dem Film »Feierabend«
(Drehbuch Max von der Grün), um 1968*

Aus *Münster* (1975)

Promenade

Dies Münster: Kindes Lindenstadt: Erfunden!
Vom ausgestreckten Fuß zur Promenade,
Abtastend die kaninchenweichen Pfade,
Bis Fuß um Fuß im Lummerdunst verschwunden.

Zwei alte Leute gehn mit alten Hunden
Wie Türme – machen mit sich selbst Rochade,
Mühsam und täglich, sagen tonlos: Schade.
In Runden schreitend, die nichts mehr erkunden.

Tritt auf den Lindenkranz mit festen Füßen!
Die Schirme präparier, den harten Stock.
Nimm Nährbier Alter mit auch für den Hund

Die Schüler hängend auf den Bänken grüßen
Den töften Wanderer und schreien: Zock!
Der steht so schwarz im Herbst und wird nicht bunt.

Aasee

Das Wiesenschaumkraut fest zum Strauß gebunden –
Es welkte mit dem Licht weil Schönheit trog.
Nur Schimmer bleibt, der schien, als ob er log.
Im Hingehn hab ich Dauerndes gefunden.

Das kleine Fahrzeug wird vom Mast entbunden.
Von Wellen bleibt der Wirbel und der Sog.
Vom Vogel das Unendliche, in das er flog,
Um hinter Ceylons Bergen zu gesunden.

In jedem Aasee münden alle Wiesen.
Seevögel wassern, grüßen von den Riesen
Und treiben dir ein Holzbrett freundlich zu.

Behalt's drei Tage lang, bleib fest am Fleck.
Wenn du's betrachtet hast, dann wirf es weg.
Im Indichgehn nicht Ausdirschauen ist Ruh.

Drostenhof Wolbeck

Von Zärtlichkeiten bleibt ein Zahnputzglas,
Der Nachhall von den Rollschuhläuferinnen,
Ein Dröhnen Atmen und Beginnen
Und Verse, die man wechselte und las,

Die Wersewiese mit dem Zittergras,
Geranientöpfe, Drostenhof und Spinnen,
Auf deinem Bein gezeigt – um zu gewinnen
Mich von der Angst, die mich so sehr besaß.

Spät auf! die Niederlagen endlich feiern
Als Wiegenfest der Freiheit, dieses Kind.
Fühl, wie es hilflos jetzt in dir beginnt.

Genauem Hinschaun blinkt aus Moor und Schleiern
Das Buffspiel von *Dauer und der Frist*.
Im Lidschlag nur: wenn du dich nicht vergißt.

Die Droste

Vermerkt ein saubres Facit: Überwunden.
Gelassen nickt der Schulbuchbiograph.
Annette, Träumermädchen, Heideschaf:

Hast du dich wirklich abgefunden?

Kein Wörtchen mehr von Schorf und Harsch und
Schrunden.

Der Schmerz umstellt von Lehrerweisheit brav,
Verschwimmt im Schwafelton, was dich betraf,
Und uns betreffen könnte. Über Wunden

Hat man geschickte Tücher aufgehängt,
Ruhmrednerische Draperien verdecken
Annette – »versungen und versengt«:

War was? – »erschüttert aber nicht zerdrückt«:
War wer? – wir wollen uns im Moos verstecken
»spannt flatternd eure Segel aus« – wer nicht beglückt!

Prozessionsweg

Wohl Himmel stützen, eh er selber stürzt:
Ist's Angst vor farbigen Gewalten,
Will wer die Seele ganz präsent gestalten,
Damit sie ihm den Staatsdienst fördernd würzt?

Passionen werden lieber abgekürzt,
Das Kreuz wird gut von anderen gehalten,
Und Herzen schlagen kernig beim Erkalten,
Zum Amen manches Mäulchen schnell geschürzt,

Die Kinder stehen muffelnd in den Pfützen.
Von Holland räuchert schon der Abendhauch.
Zwei Nonnen gehn mit festem Schritt und nützen

Dem Damenkleider-Hauptvertreter auch.
Wer kommt? Wer geht? Motoren rufen Fähren
Nach Zielen so als ob sie in uns wären.

Aus *Das große Rabenbuch* (1977)

Vauo

1.
Stierstadt. Ein Scheunenhaus. Im Hof hängen Unterhosen auf der Wäscheleine. Offene Türen. In den Räumen lagen Bücher auf Tischen und Matratzen. Es machte mir Spaß, meine *Flügel aus Glas* in diesem Gewurgel zu entdecken. Ich wollte das Büchlein gleich aufnehmen – ließ es aber liegen, bei den vielen anderen; die fing ich an zu lesen.

Irgendwann kam Vauo.

Es war schön von ihm gedruckt zu werden. Das half gegen Hektik und Angst jener Jahre. Vauo half aber auch, indem er mich daran erinnerte, daß ich bereits ganz früh, im russischen Gefangenenlager, schon einmal zu schweigen gelernt hatte.

2.
Die Theologie der Clowns war damals mein Thema. Ich brauchte Schutz vor den Anekdoten der Kantinenschau-
spieler. [...]

5.

Neulich las ich in meiner Heimatstadt Münster.

– Hab ich gar nicht gewußt, daß du so richtig westfälisch sprichst, sagte ein weitläufiger Verwandter anschließend.

Dann fragte jemand: Wohnst du noch in deiner alten Bauernscheune, da unten in Bayern?

Bißchen bizarr, der Hans Dieter, meint eine Dame vom »Kulturkreis« – hat in seinem Leben wohl nicht immer den richtigen Umgang gehabt.

Aus Die Brandebusemanns.

Eine Familie, die man lieben muß (1980)

Einige persönliche Hinweise

Dieses Buch widme ich meinen Kindern, Micheline und Daniel, damit sie mal ganz klar sehen, woher das alles kommt und wie es so läuft.

Wir sind mit der Familie Brandebusemann verwandt. Wir schämen uns nicht, weder voreinander noch wegen uns. In den Kriegswirren gab es auch einige Versprengte, Überläufer, Quasläufer, Höhlenhunde und Absetzer mit dem Namen Brandebusemann. Sollte aufgrund dieser Veröffentlichung ein bisher verschollener Brandebusemann wieder Verbindung mit seiner Stammfamilie suchen, so möge er sich bitte an mich wenden. Ich stehe für Auskünfte gern zur Verfügung; allerdings bitte ich in Hinsicht auf meine Antwort um Geduld.

Zum ersten Mal taucht der Name Brandebusemann während des Dreißigjährigen Krieges auf: in Westfalen wie im Lippischen, und zwar gleichzeitig an mehreren Stellen und auf jeder Seite der sich befehdenden Partei-

en. Bisher blieb es, trotz der intensiven Bemühungen des Landesamtes für kulturelle Denkmalspflege, unerforschlich, ob die heutigen Brandebusemanns von kämpferischen Katholiken oder von kämpferischen Protestanten oder von einem Wirt abstammen, der beide Parteien mit Speisen und Getränken versorgte. Die letzten Generationen, von denen hier erzählt werden soll, findet der geneigte Leser in Form einer heute üblichen graphischen Darstellung, um das fortschrittlich reduzierte Lesevermögen nicht zu überfordern.

Der Elternmörder

In einem Einfamilienhaus bei Dortmund-Mengede wohnt Dr. Heinrich Brandebusemann mit nicht nur zwei, sondern drei Kindern, einer gepflegten Frau und einem Einkommen, das auch bei den steigenden Preisen dieser Jahre etwas wert bleiben wird. Er hat, wie man so sagt, alles.

Nur manchmal, an bestimmten Sommertagen, wenn man in Westfalen das Gefühl hat: jetzt kommt erfrischender Seewind direkt von Holland herüber – dann nagt etwas in Heinrich.

Er denkt an das Jahr 1943 in seiner Heimatstadt Münster. Dort sieht man heute dem prospektbekanntem, altehrwürdigen Prinzipalmarkt die Restauration der Nachkriegsjahre kaum mehr an. Die Säulen haben wieder Flecken, von neuem Leben.

Im Krieg, als sie zerstört herumlagen, befand sich der heutige Familienvater Dr. Heinrich Brandebusemann im blühenden Alter von sechzehn Jahren. Damals, eines schönen Nachts, brachte er seine verhassten Eltern um.

Davon kam nie etwas auf. Der jugendliche Mörder wurde als Waise bedauert. Er hatte die Eltern unter geschickter Ausnutzung des Bombenkrieges mit Hilfe einiger

herumliegender Trümmerstücke am Ausgang des Luftschutzbunkers neben dem Postamt am Hohenzollernring erschlagen. Eine Sprengbombenserie, die, wie üblich, nachdem eine Brandbombenserie zuvor für Beleuchtung und Panik gesorgt hatte, herunterkam, half beim Verwischen der Spuren.

Heute weiß der Bewohner des Hauses bei Dortmund-Mengede nicht mehr, warum er eigentlich damals seine Eltern so haßte, daß er Kraft zu einer solchen Tat hatte. Heute, manchmal, wenn er mit seinen drei Kindern spielt, die in letzter Zeit entschieden lebhafter zu werden scheinen, blickt Dr. Heinrich Brandebusemann furchtsam zu seiner gepflegten Frau. Die kommt ihm dann – leblos vor.

Glückwunsch zu einem freudigen Ereignis

Als Josef Brandebusemann im Herbst 1927 in der münsterschen Universitätsklinik geboren war, kam seine Großmutter Anna, jene, die seinen Vater Fritz Brandebusemann zur Welt gebracht hatte, zwecks Besichtigung des neuen Familienmitgliedes ans Kinderbett. Nachdem sie den kleinen Josef durch ihre starken Brillengläser betrachtet hatte, ging sie zu seiner Mutter ins Klinikzimmer. Sie war eine zarte, nicht aus Münster stammende Person. Ihr sagte Oma Anna mit ernstem Gesicht: »Tja, Lisa, lange tut der' s auch nich!«

Die Genauigkeit bei Betrachtung und Ausdruck unter den Brandebusemanns weckt seit Jahren ihre enorme Vitalität, so daß die Lebenserwartung dieser Familie weit über der des Durchschnittsbürgers liegt.

Eine christliche Existenz

Wilhelm Gottlieb Brandebusemann wurde es von seiner Familie als Narrheit angerechnet, daß er in Castrop-Rauxel lebte. Dort betrieb der Witwer seit dem Tod seiner Frau ein Kurzwarengeschäft am Alten Markt. Auch der frühe Tod seiner Frau wurde Wilhelm Gottlieb angerechnet.

Dabei war er der einzige Brandebusemann, der einen wahrhaft christlichen Lebenswandel führte. Jeden Sonntag ging er zur Kirche. Allerdings zu folgenden drei Terminen nicht: Weihnachten, Silvester und Ostern. »Da gehen die andern«, pflegte Wilhelm Gottlieb zu sagen.

Zum letzten Familientag der Brandebusemanns hatte sich Wilhelm Gottlieb angemeldet, er wollte einen Vortrag halten mit dem Thema »Meine Begegnung mit den Teufeln«. Ein Nebensaal im Schloßhotel Tecklenburg wurde vorgesehen, und einige Neugierige kamen als Zuhörer.

Wer seine Frau so früh unter die Erde bringt – hieß es lachend –, wer in Castrop-Rauxel wohnt, oder wer an bestimmten Tagen nicht zur Kirche geht: dem werden allerlei Teufel einheizen!

Wilhelm Gottlieb betrat das Pult. Eine ganze Weile stand er dort schweigend und sah auf die erwartungsvollen Gesichter seiner Familienangehörigen hinab.

Plötzlich schrie er: »Blu – ba rissa – blu!«

Dann verneigte er sich sanft und fuhr nach Castrop-Rauxel zurück.

Der Schuß in die Decke

Gestern abend hallte durch die Reste des Waldes, welche Brandebusemanns Forsthaus umstehen, ein Schuß.

Sophie, Josefs Frau, hatte ein Loch in die Decke des Schlafzimmers geschossen.

Zuvor war es zu einem Gespräch gekommen, in dem die Eheleute herauszufinden suchten, ob sie eine »Reizehe« oder eine »Harmonieehe« führten.

»So was will ein nachdenklicher Mensch sein!« entrüstete sich Frau Sophie lautstark. »Jeder Illustriertenleser weiß mehr von Eheproblemen als du!«

Nach dieser Äußerung schwieg Josef Brandebusemann noch hartnäckiger, als es von Weisen erwartet wird. Später fiel der Schuß, das heißt, er fiel weniger als daß er hinaufsteilte – in die Decke.

»Einen Salut für deinen Geburtstag!« rief Frau Sophie freudig.

Sehr langsam legte Josef seine Lektüre – ein Kinderbuch: »Marco Polos gefährliche Abenteuer im fernen Asien« – auf den Nachttisch. Dann entschloß er sich, ein Lächeln in seine Züge zu legen. Das liegt da noch.

Es soll dort auch weiterhin liegenbleiben.

Josef dachte an Oma Anna Brandebusemann. Sie hatte immer gesagt: »Sei freundlich, Kind, zu den Leuten, die du später im Leben triffst!« Und damit hatte sie gewiß auch Ehefrauen gemeint.

Und ein Mann wie Josef, der am Waldrand in einem ehemaligen Forsthaus wohnt, erreicht erst dann seine kleine, in sich stimmende Vollendung, wenn er auch auf dem Totenbett noch jenes zähe Lächeln seine Lippen umspielen läßt, das er angesichts einer schießenden Ehefrau bei Lebzeiten üben durfte.

Schlitzohrigkeit

Josef Brandebusemann verkaufte sein altes Auto an seinen noch im Haus lebenden Sohn Norbert.

Kaum hatte Norbert drei oder vier Wochen lang das Fahrzeug benutzt, begann eine Serie von Schäden: Bremsseil, Vergaser, Kupplung, auch überraschende Roststellen wurden sichtbar – an allen Ecken und Enden haperte es plötzlich. Schließlich sprang der Motor nicht mehr an.

Der Sohn fluchte, als er ausstieg – allerdings nicht auf den lächelnd aus dem Fenster guckenden Vater, sondern einfach vor sich hin.

»So ein Hund!« schrie der junge Mann, und dabei strahlten seine Augen voller Bewunderung zum Vater hinauf, der ihn reingelegt hatte.

Mutter Sophie stand hinter der Wohnzimmergardine, goß im Blumenfenster herum und lauerte zu den Männern hin, wie sie es sich im Verlaufe der Ehejahre und Mutterschaft angewöhnt hatte.

Gilt also bei den Brandebusemanns, sinnierte sie, die Schlitzohrigkeit als eine solche Tugend, daß nicht nur die Väter ihre Söhne lachend, ja, lachend, reinlegen, sondern es die Söhne auch noch lachend, ja, lachend, bewundern, wenn sie von ihren Vätern schlitzohrig mit frisierten Autos, oder was auch immer, reingelegt werden?

Dann wandte sich, ohne sich eine Antwort geben zu wollen, Sophie wieder der Hausarbeit zu, in deren Umfeld, wie ihr schien, keinerlei Schlitzohrigkeit dienlich sein konnte.

Bocksbeutel am Sterbebett

Als Wilhelm Gottlieb Brandebusemann im Sterben lag, kam Pfarrer Rankl zu ihm. Rankl, der aus Nürnberg stammt, trägt immer einen Bocksbeutel bei sich, in einer speziell angefertigten Manteltasche.

»Herr Brandebusemann«, hob der Pfarrer nach dem zweiten Gläschen an, »Ihre Mutter ist gestorben?«

»Ja, Herr Pfarrer«, sagte Wilhelm Gottlieb, »vor siebzehn Jahren, im Januar.«

»Ihr Vater ist gestorben?«

»Ja.«

»Ihr Großvater ist gestorben?«

»Längst.«

»Ihr Urgroßvater?«

»Ja, ja.« Wilhelm Gottlieb schüttelte den fiebrigen Kopf.

»Dann schaffen Sie das auch, Herr Brandebusemann, was – wäre doch gelacht, wie!«

Dann tranken sie den Rest und grinsten sich unternehmungslustig zu.

Nur, Wilhelm Gottlieb starb diesmal noch nicht. Aber er hatte von Stund an das Gefühl, besser zu leben.

Aus *Memoriermurmeln* (1980)

Wände von Bildern befreien.
Leise werden, nicht schreien.

Meiden, was Zeitungen melden.
Auch Helden.

Augen schließen vor Effekten.
Duldsam, hinter unentdeckten

Landadressen
wohnen, im Vergessen.

Oder gehn mit lautlosen Gesängen
auf Pevauce in Hochhausgängen.

Wegtun von Glühbirnen
die Gehäuse, auch von Stirnen.

Im Radio das Pausenzeichen
wählen, vor den Leichen –

Meldungen abschalten,
sich des Grauns enthalten.

Unmerklich weniger schreiben.
Sich merken im Bei-sich-Bleiben.

Geh langsam zum Telefon –
du vernichtest den Klingelton.

Und was mit Gesprächen? frohem Zechen?
Verstummen lassen, nicht abbrechen.

Heiser wird bald schon bullerndes Bellen –
abwarten, belanglose Fragen stellen.

Genießen die Blumen im Garten,
aber nicht darauf warten.

Auch Hasenbraten genießen,
aber fehlen beim Schießen.

Natürlich entschuldigt fehlen,
und lügen, lächeln, hehlen.

Denn auch aus dem Grab der Ehre
wächst, was war und bleiben wird: die Leere.

Samen, Samen! für Sinai!
Der Straßenhändler schrie und schrie.

Heutige Mörder arbeiten auch mit dem Gesetz:
Sie lenken von sich ab und sprechen von Kasetz.

Zerbeiß es, still für dich, was du so wußtest,
damit es keiner findet, wenn du dich verkrustest.

Brennsextrakt und Hexentakt
das alte Sein zur Möglichkeit entschlackt.

Zeitig fliehn
ist meist geruhssamer
als betend, aber zu spät
niederzuknien.

Auf dem Teppich des Allgemeinen
liegst du mit Gott und der Welt im reinen.

Jenseits der Besonderheiten
fangen sie erst an, die Weiten.

Messer, Gabel, Scher und Licht
sind die Ewigkeiten nicht,

Rittersporn ist längst verwelkt,
wenn erster Schnee das Gras gekelkt.

Wohl streicheln: Haut um Häute –
doch keine Einzelbräute.

Nichts prasselnder brät
beim Teufel als Qualität.

Wer sich will,
bestehe nicht auf Einzelzimmern,
auf Haferflocken, Aal mit Dill –
wer will auf was bestehen,
er wird nur sein Vergehen
beschleunigen und verschlimmern.

Mit den Jahreszeiten
zur eigenen Vorgeburt hingeleiten.

Aufwachen und liegen
bleiben bei den Morgenfliegen.

Grabsteine einfach weißen,
mit keinem Namen heißen.

In der Sorglosigkeit als Normativ
sich immer schon am besten schlief.

Im Erwachen
die Welt zu fassen

gelingt nur, wenn wir es lassen,
sie zu etwas zu machen.

Am leergefegten Tisch
bleibt man stillefrisch.

Blüht auch Geistes-Luderleben:
liegt der Telefonhörer neben
dem Apparat: ungehört
lebt, wer positiv besetzt.

Doppelzeilen sind wie Hosenträger:
wirken altmodisch, aber halten gut.

Menschen im Weckglas
wachen auch im Kellerregal nicht auf.

Ich bin nur Sparflamme,
die aber ganz.

Ein Dichter im Keller
macht noch keinen Winter.

Such nicht nach dem Schönen,
es wächst, wenn es wächst, aus den Zwischentönen.

Leg dich zum Schweigedienst in eine Kuhle,
geh nicht zur Rednerschule.

Nur alte Zeitungen die Wahrheit erreichen,
wenn gestern und verjährt sich gleichen.

Rasch die Bücher verbrennen
und aus dem Knistern des Feuers: erkennen.

Schwimmen, strophische Atemzüge, ja – doch kokett
die Einzelsprünge vom Brett.

Das Sichsteigern
verweigern –
dafür sich lassen,
ohne zu hassen.

Doch, sich einnisten,
Nähe der Schwalben.
Den Anflug aushalten,
und
vor dem Ansturm der Mücken
rechtzeitig das Fenster schließen.

Ich zwing mich, Konjunktive ernst zu nehmen;
was *nicht* ist, stärkt den Unbequemen.

Nach nahen Wirklichkeiten greifen
nur Schwächlinge als Rettungsreifen.

Stärkere Naturen
bestehen auch die Wahrheit des Obskuren.

In Ackerzeilen
sich hinkauern,
verweilen
und überdauern.
Platt
unterm Rübenblatt
trotzen Sturm
und Schauern.

Verwaltungsgemäß

Nur noch in Versen
zu schreiben, nehm
ich mir vor. Auch
Honorare und
Lizenzen, Postfach
vierzig – vierzig – ZDF
kriegt Reime, obwohl
oder gerade weil
diese Abteilung
sonst wenig mit so was
befaßt wird.

Nicht weit von Rom

Im Kursbuch
Verse der Bachmann
entdeckt – nie
mochte ich sie;
seit mir ihr
Schwammerlgesicht
tränenfeucht im
Aufzug bei Samuel
Fischers Verlag
gegenüberdunstete.
Heute abend unterm
Castello di Brolio,
wo Etrusker und
Staufer verloren –
gingen, Wortopern
weggefegt wurden,
heute spricht sie,
diese Bachmann,
plötzlich zu mir,

und deutlich –
so nahe, stutz ich,
ist Rom?

Ja, anders sein als scheinen:
sich im Allgemeinen
verkleiden;
die Gesichter
der U-Bahn-Fahrer benutzen;
unauffällig die Nase putzen;
glückliche Menschen und Dichter
meiden;
den Fahrplänen
vertrauen;
kein Ahnen, kein Wähnen –
nur kauen.

Biographische Notiz

Mein Brotberuf ist, Wörter, anbefohlen,
freundlich zu wiederholen, wiederholen.

Mein Lustberuf ist, Wörter clownig weiß
zu streichen,
um damit rutschend auf dem dunklen Gleis
des Dauernden mich irgendwann mal zu erreichen.

Die Poesie pointieren,
damit sie zur Handhabe wird –
eh uns der Äther entschwirrt
und wir uns im Atemlosen verlieren.

Auch ein Zirkusspitz braucht
heute den Impfschein, um zu überleben,
und das eben
schlaucht.

Aus *Ludwig Leiserer* (1981)

Wie Ludwig zum ersten Mal eine Ehefigur wird

Im Frühjahr neunundvierzig hatte Ludwig geheiratet. Darüber ist nicht viel zu sagen.

»Sie wollen also meine Nichte heiraten?« hatte Onkel Tobias gefragt, als Ludwig abends in die Buchhandlung gekommen war und Franziska noch beim Schminken im Zimmer stand.

Ludwig, ohne Selbstbewußtsein und ohne Widerstandskraft, hatte schlicht mit »ja« geantwortet, und schon rief Onkel Tobias die Treppe hinauf: »Herr Leiserer wartet hier – auf die Frau Leiserer!«

Zuerst war diese Entwicklung der Franziska ein bißchen peinlich gewesen. Dann kamen die Verwandten aus dem Sauerland. Ihr Vater schickte allerdings nur einen herzhaften Brief, von Mann zu Mann, an Ludwig. Darin war von Deutschland und Treue die Rede. Vater Schroellner hatte hinter Bigge-Ohlsberg Unterschlupf in einer kleinen Dosenfabrik gefunden. Dort wollte er das Abklingen der Spruchkammerverfahren für alte Nazis abwarten.

Dann gab es die Trauung. Ludwig erlebte sie wie einen Tanz im Nebel. Franziska entwickelte Aktivitäten, die einen deutlichen Signalcharakter hatten: Sie kommandierte ihre Mutter zum Beispiel an den Spültisch. Die Mutter gehorchte. [...]

Ehelich und beruflich hatte sich alles so beim Gemütlichen eingependelt, daß ein klein erscheinendes Ereignis größere Dimensionen erfüllen konnte. Es handelte sich um eine Grippe.

Ludwig spürte sie zuerst in den Schultern. Im Gefangenenlager Dwinsk hatte er einige Nächte auf Eis liegen müssen. Seiner Frau berichtete er davon. Noch waren nicht alle Gefangenen von Konrad Adenauer heimgeholt

worden. Darum machten Erzählungen aus den Lagern einen gewissen Eindruck.

Auch aus einem anderen Grund ging Franziska Leiserer auf die Krankheitsgefühle ihres Mannes ein. Sie wollte ihm näherkommen.

Der eheliche Verkehr im Zimmer oberhalb der Buchhandlung hatte sich eingefahren. Onkel Tobias beobachtete diese Vorgänge, weil man ein gemeinsames Bad auf dem Flur hatte. Zuerst waren es angenehme Gefühle gewesen, zu zweit in einem warmen Zimmer, keine Straßenbahnfahrten mehr, auch nicht die Holzbank in der Fischerhütte am Karpfenteich – dann kam der Wunsch nach mehr.

Franziska ging ihrer Beschäftigung in der Buchhandlung nach. Für Ludwig, der mittags nicht nach Hause zurückkehrte, schmierte sie morgens Brote, ja, und abends kam dann das bald Übliche.

Ins Theater gingen sie nicht mehr.

Allerdings aus verschiedenen Gründen. Als verheiratete Frau war Franziska jetzt um so weniger geneigt, Bettszenen auf einer Bühne zu betrachten. Ludwig hatte einfach nur Angst, wieder Pistolen vor sich zu sehen.

Ihre eheliche Gemeinsamkeit war, wie man aus diesem Beispiel schlüssig erfährt, eine durchaus falsche.

Sehnte sich Franziska doch im tiefsten Grunde nach Aufregungen, und seien es die von Pistolen – so frönte Ludwig seiner stillen, betrachterischen Art, und Aufregendes hätte er gern aus der Distanz von der Rampe gesehen.

»Wollen wir mal ins Kino gehen?« fragte Ludwig, immer nach Kompromissen suchend, diesmal zwischen Theater und Leben.

Franziska befürchtete auch dort Bettszenen. Außerdem war ihr von Onkel Tobias das Musische in den Kopf gesetzt worden. Da sie seine Geilheit übersehen wollte, aber doch mit ihm zusammenleben mußte, hatte sie das

Musische als Hausthema Nummer eins akzeptiert. Diese Regelung funktionierte in der Wohngemeinschaft. Manchmal erschien es Franziska nur, als wollte ihr Onkel eine Verbindung zwischen dem Musischen und dem Sexuellen mit Nachdruck propagieren. Dann ließ sie ihre spröde klappernde Eisenjalousie herunter und ging ins Lager. Sie ordnete die Regale, die immer voller wurden.

»Ins Kino?« fragte Franziska ihren Mann, der auf der Bettkante saß und sich die Nase putzte. »Gibt es was Gutes?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Ludwig. Dann mußte er niesen.

»Du hast eine Grippe!« rief Franziska, und es klang wie ein Jubelschrei. »Du legst dich besser hin!«

Bald lag Ludwig. Seine Frau steckte ihm ein Fieberthermometer in den Hintern. So weit war man beim Militär nicht gegangen.

Seine Frau massierte seine Füße mit einer solchen sauerländischen Gebirgskraft, daß Ludwig sich am nächsten Morgen nicht mehr auf den Arbeitsweg machen konnte. Dafür bekam er Salzwasser mit einem Gummischlauch in die Nasenlöcher gespritzt. Anschließend mußte er mit Salzwasser gurgeln.

»Läuft's bis zum Zäpfchen?« schrie Franziska. »Wirklich ganz runter?«

Ein heiseres »Ja« war die Antwort.

Ludwig zitterte am ganzen Körper.

Seine Frau faßte ihn an und führte ihn zum Bett. Dort erhielt er kalte Brustwickel und kalte Wadenwickel. Schließlich zog Franziska das Plumeau und eine Wolldecke, die sie sich vom Onkel ausgeliehen hatte, über ihren Mann.

Er stöhnte leise, und in seiner Hilflosigkeit fiel ihm plötzlich ein: Sollte das ganze Getue ein Racheakt sein? Aber wofür?

Im Fieberschlaf hatte er Träume.

Er schwebte. Sitzend. Unter ihm ein Teppich aus sehr weißer Haut. Als sich Ludwig vorbeugte, sah er hinter flatternden kitschigen Blondhaaren Franziskas Gesicht, lange Schnurrhaare standen wie ein Seehundbart in die Luft; sie schien zu singen, jedenfalls umtosten Töne Ludwigs Ohren wie kombinierte Peitschenschläge, Tschinellen, Schlittenglöckchen und sich überschlagende Tenorspitzen.

Ludwig hielt sich die Ohren zu, mit beiden Händen. Sie wurden naß vom Schweiß, und er erwachte.

Als er die Augen aufschlug, beugte sich Franziska mit ihrem kleinen Gesicht über ihn und sagte: »Es wird schon alles gut werden, Ludwig!«

Da lächelte er.

Zwei Menschen und eine Hoffnung – das war ein überwältigendes Gefühl für Ludwig Leiserer. Es erfüllte ihn mit grippöser Heftigkeit. Alle Hoffnungslosen wohnten, wenn es sie überhaupt gab, so weit, weit außerhalb seiner Welt, daß er nicht an sie zu denken vermochte.

Er war jung, tüchtig, brav und hatte das Glück, geliebt zu werden.

Das war ein Frieden!

Ludwig traute ihm.

*Aus Mein lieber Wilhelm! Unverhoffte
Begegnungen mit Wilhelm Busch (1982)*

Ich krame hier so stille weg

Auch ich sitze jetzt öfter im Garten.

Meine Holzhütte steht oben am Hang. Birken und serbische Fichten schützen mich vorm Nordwind, der von

Hackerskofen herkommt.

Tautropfen kullern zu der Stelle hinunter, wo die Karbolegerlinge stehen, jedes Jahr, und sich nicht essen lassen. Ihre weißen Schirme leuchten mit gelben Signalflecken. Von dort kriechen die Schnecken aufwärts, zu den Tomaten neben mir. Manchmal tragen sie ein Hörnchen Stille mit hoch.

Über meinen Sommerplan bin ich ziemlich im Unklaren.
Und Busch, Wilhelm, kurz vor dem Neunundvierzigsten, dem Jahre, als Buddha erleuchtet worden sein soll und mein Großvater Wilhelm Gottlieb Schwarze sein ›Damenmoden en gros-Geschäft radikal verkleinerte – Busch schrieb am 27. Juli 1880 eine Frage auf:

Wo sitzt Ihr diesen Sommer im Schatten?

Und plötzlich wechselt der Himmel – als ob er aus lauter Launen bestünde und wir mit dem Wetter verwandter wären, als Geistigkeit und Geistlichkeit zugeben mögen. Der Wind prescht von Südwest heran. Es grummelt. Die beiden Birnbäume, hundertfünfzigjährige Riesen, vom Biedermeier in die Bundesrepublik ragend, fangen an zu zittern, zu zischeln.

Aber sie bleiben stehen.

Ich gehe in meine Hütte, zünde das Windlicht an, dem ein zugiger Fugenuscher die Bewegung einer falschen Lebendigkeit verleiht. Meine Hände drehen an einer Zigarette herum, und die Augen lesen – von Donner und Regenguß umlärmt, dieser unangenehmen Naturmusik – folgende umständliche, darum konzentrierende, darum tröstende Darstellung meiner Situation:

Wir müssen uns nun mal drücken und drängen lassen zwischen den eigenwilligen Dingen dieser Welt, weil wir auch eins sind. Darum keine Entrüstung!

Muß ich mich drücken und drängen lassen hier am Wiesenhang? Zwischen Löwenzahn und Blitzesmähne? Wieso erklärt mir dieser Mann, Post Wiedensahl, Niedersachsen, daß ich auch ein eigenwilliges Ding sei in dieser

Welt?

Widerspruch: Ich bin eine ängstliche Natur in einer drangvollen Natur, die es immer nach irgendwas gelüftet: in Schmerzen unterzugehen oder Flügelmotoren konstruieren zu lassen von phantasielosen Paradetechnikern.

Zweiter Widerspruch: Ich bleibe jetzt sitzen, schiebe die Briefe des alten Busch vor meine Brust und lese; lese an gegen den lautstarken Wichtigkeitsrumsbums der sog. Natur. Ich gehe nicht zur Tür. Den Augen genügen die Ohren.

Eigenwillig – gut, mag es gelten, will ich also eigenwillig sein. Aber nicht im Drücken und Drängen, sondern indem ich *einen jener kleinen, fidelen Umzüge* halte, die von manchen schlichtweg als *Versimpelung* bezeichnet werden.

Sei's drum.

Ich denke mir z. B. Garnichts, aber hübsch rund, nenne es Punkt, lege mich daneben und ruhe nun im stillen, mäßig beleuchteten Grund meiner Seele, dem einsamen Aufenthaltsorte jenes nulldimensionalen Wesens, vorläufig ein wenig aus.

Vorläufig – den Ton muß man punktieren.

Ist er eine Ausrede vor sich? oder vor der Welt? den anderen Leuten? im Gesangverein? im Künstlerverein? im Militärverein?

Darf man einer Dame, welcher man vom Ausruhen Mitteilung macht, vielleicht nur so entgegenkommen, wenn zum Ruhewort das Hektikwort *vorläufig* beigefügt wird?

Muß man den Gedanken an eine endgültige Ruhe mit einern flirrend zu sprechenden *vorläufig* verwirren? Muß man erst über Fünfzig sein, um sich mit der endgültigen Ruhe vertrauter machen zu können? Sparsamen Leuten wird empfohlen, es erst mal mit einer Art *temporärer Erlösung* zu versuchen.

Ja, in mittleren Jahren wehren sich auch Männer, die bald darauf überraschend still das Maul halten können oder das fixe Ritzen mit Stiften fast ganz aufzugeben in der Lage sind, nur selten noch reisen und längere Stuhlruhen durchstehen, ohne nach Interessantheiten zu jiepern – in mittleren Jahren wehren sich manche Männer besonders heftig gegen ihre höhere Entwicklung, ihre Umschaltung von der äußeren auf die innere Lebensintensität und schreiben:

Es ist auch gar zu abscheulich, wenn man bei lebendigem Leibe so thut, als wäre man bereits in die vierte, oder sagen wir gleich: nullte Dimension abgegangen. [...]

Aus Caspar Clan Was ihm passiert und durch den Kopf geht. In Knittelverse gebracht (1983); Neues von Caspar Clan. Seine Verse, seine Sprüche (1984)

Erster Bericht über Caspar

Zwischen Einzelwitz und Massenwahn
bewegt sich kühl Herr Caspar Clan.

Bedrängen ihn die frohen Vielen,
tut er sich selbst ins Innere schielen.

Wird ihm dort Stille steif und steil,
besteigt er überm Markt ein Seil.

Das abendliche Fernsehbild
benutzt er vor der Welt als Schild.

66

Wird ihm bei Nacht das Herz gelinder,
verläßt er fröhlich Frau und Kinder.

Im Wechseln also hat sich wohlgetan
ein Leben lang Herr Caspar Clan.

Wie er im Sterben liegt, wenn manche zagen,
und andre sich beschwern mit Fragen:

Hat sich das Leben wohl gelohnt? –
nickt Clan sich zu: Ich wechse wieder, wie gewohnt!

»Ick bün al hier!«

Erneut aus ungefegten Gossen
ist Caspar Clan heraufgeschossen,

um dann,

nach kurzem Gruß zur Rechten, Linken –
rasch wieder zu versinken.

Weil sehr gut es Herrn Clan gefällt
im Randbezirk der Unterwelt.

Im Schaun, zur Tiefe *wie* nach oben,
fühlt Clan sich bestens aufgehoben.

Her

Clan heißt Caspar, Sternbild Waage,
liebt Altweibersommertage;

meidet Sonne, Zecken, Schwüles,
bettet sich in Kühles;

Heißes taumelt nie durch Caspars Sinn.
Clan, in sich bewegt, bewegt sich nie wohin.

Hin

Nie hätte sich Herr Clan getraut,
die engen Grenzen seiner Haut

durch Geistesstreben zu erweitern.
Im Gegenteil, er sucht sich zu erheitern,

indem er sich in weite Mäntel hüllt
und die Idee von ihnen ganz erfüllt.

Zweitruhe, morgens, im Wechselrhythmus

Nach dem Frühstück, mit Tee und Kotlett,
geht Herr Clan zurück in sein Bett.

Er meidet im Sommer die bannige Bräune
mit Hilfe von Büchern und Bier in der Scheune.

Im Winter, am Tag: Vitamintabletten;
dazu die heißen Westernkassetten.

Auch am Abend dann: Tee und Kotlett –
doch zur Nacht, zur Nacht – aus – dem – Bett!

Jetzt beißt der Nebel sich ein in die Lampen:
da trifft Caspar Clan dreiste Schlampen.

Nur auf ihren Hinter- und Unterseiten
vermag es Clan, sich Wahrheit aufzubereiten.

Und geht er im Graun dann zurück in sein Bett,
lockt Freude im Frühstück, aus Tee und Kotlett.

Die Vernünftler

Halten Reden auf Kongressen,
wo sie Kaviarbrote essen,

wahren aber auch Distanz
mit empörter Eleganz,

beben vor Verantwortung,
demonstrieren sich nicht jung,

meinen, wenn sie *Frieden* sagen,
würd's hinieden wirklich tagen,

tummeln sich von früh bis spät
auf der Einspur-Realität,

merken nicht vor Schau und Qual,
daß, je heftiger sie verbal

ihre Statements von sich geben,
sie ein Teil von jenem Leben

werden, daß sie so bekämpfen ...

Geständnis per Personalbogen

Name: – Clan, und schon lange vor Denver, hinter den Jurten zuhause, himalayaverfrozen, getauft mit dem Schneewasser bei Gumbinnen, Ostfront, aber nie weit genug.

Vorname: – Caspar, aus der Schaubudenästhetik geboren, nicht Schaubühnenästhetik, lächerlich, auch und gerade angesichts der unendlichen Verflechtung im Asiatischen, familienseits; eine Holznase, einzeln, widerspenstig, ohne es sein zu wollen, querspringbereit in Lust und Lümmeligkeit.

Wohnort: – Reiß ich Streichhölzer an, wird das rasch vergehende Phasenlicht von Knallfröschen erkennbar, hinter Seifenblasen, die platzen.

Geburtsort: – Wohl in Westfalen, wo anzunehmen ist, daß rothaarige Hexen mich zuerst puderten.

Liebespartner: – Nun nur noch Papier, für den Hintern und die immer noch viel zu sehr von der anerzogenen fleißigen Unruhe bewegten Finger.

Beruf: – Wechsler, und das aber artistisch, diverse Wandergewerbescheine.

Spezialität: – Gründliche Vortodessolos mit Kindern, Soldaten, Gefangenen aller Justizen, Kameraden, Arbeitskollegen aus dem mittleren Einzelhandel, Arbeitskollegen artifizierlicher Gewerkschaften, wenn es sie gäbe.

Steuerklasse: – Wird jedes Jahr brutal bestimmt nach sogenannten Unterhaltungsrunen: wie Tumor, Humor, Moorschlucht, Morsmors ...

Bankleitzahl, Kontonummer, Institut: – Bitte den Memoriurmeln bei Schneekluth in München entnehmen.

Bekenntnis: – Früher gläubiger Protestant, bei Hitler in Münster – heute völlig glaubensfrei und friedlich.

Führerschein: – Ganz ohne interessant machende Extras.

Versicherungsnummer: – In den Sand einer Wüste gemalt, mit lesbarem Doppel für Germanisten in einer knarrenden Ritze vom West-östlichen Divan.

Parteimitgliedschaft: – Bei nicht gemeldeten Organisationen, das aber mehrfach und unabhängig voneinander.

Datenvermerk: – Wechselbalg und Partisan, mit Neigung zum Asozialen ohne karitative Anmaßung.

Vorstrafen: – Gefangener beim Iwan wegen Deutschdummheit anno 45, später wegen Feigheit beim Meinungsagen das Bundesverdienstkreuz.

Organisationen sonstiger Art: – Leider keine, weil seit längerem diskussionsunfähig – es sei denn, bei zweckfreien Themen.

Besondere Kennzeichen: – An Bahnhofstheken, wie zum Beispiel Kaiserslautern, jambische Handbewegungen vollführen, die Zeilen andeuten, die aber nie geschrieben werden und damit in der Wahrheit des Unverständlichen unnachahmlich Bleibendes stiften.

Ideale: – Weisheit erst wirksam werden lassen, wenn sie gesetzlos und farbig bebildert ist.

Demokrat: – Ja.

Warum: – Permanenter Wechsel der Ämter ist unzulänglicher Menschennatur so entsprechend, darum.

Regelmäßiger Wahlgang: – Ja, als Wechselwähler, also als einer, der in unregelmäßigen Rhythmen verschiedene Parteien wählt, aber keine gründet oder vernichtet.

Ehrungen, Auszeichnungen: – Keine Medalljen für treue Dienste, dafür aber Plaketten für den dritten, vierten, fünften, siebten Berufswechsel.

Verheiratet: – Immer wieder wechselnd mit Adelheid und den anderen Flexiblen.

Vermögen: – Clanisten müssen erst durch die Hölle des Reichseins gegangen sein – nur dann stellt sich *ihre* Form von Weisheit ein, welche wahr, gütig und nützlich ist, für jedermann.

Kinder: – Sohn bei der Nato in Brüssel, ein Sicherheitsrisiko und darum vom Vater wechselnd bewundert und verstoßen; Tochter beim Roten Kreuz, mit ihr Korrespondenz über die Lebenslüge der Guten.

Bücher: – Nicht mehr im Eigenbesitz, nur per Leihe, ausschließlich versargte Humoristen wie Jean Paul und Heinz Ehrhardt.

Lieblingsspruch fürs Leben: – Drei Sätze von Tucholsky, auf drei Achtmeterpappen mit Filzstift beschrieben, in jeden Koffer zu knicken: –

1. Zitat: »Wenn ich jetzt sterben müßte, würde ich sagen – Doppelpunkt – das war alles – « Ende der 1. Achtmeterpappe (Nachtrag: dreißig Zentimeter breit) 2. Zitat: »Und – Doppelpunkt – Ich habe es wohl nicht so richtig verstanden« – 2. Pappe weg 3. Zitat: »Und – Doppel-

punkt – Es war ein bißchen laut – Punkt« – Ende des Dreisatzzitats.

Krankheiten: – *Vermeiden* der verständnisvollen Intelligenzsüchtigkeit, Interessantheiten aller Richtungen, sowie Streit darüber; auch laute Hoffnung im Frühling, am Neujahrmorgen oder beim Amtsantritt neuer Minister – *Versuchen*, an allen anderen Tagen des Jahres hoffnungslos heiter zu sein, ohne Selbstsucht oder Nächstenqual.

Weitere Berufsabsichten: – Keine, Rente erwarten.

Sonstige Absichten: – Gelegentlich beim zufälligen Nachbar klingeln oder klopfen, eine Tasse Mehl ausleihen, den Mann, die Frau, das Kind – in Salomonis Seide wirklich und wahrhaftig stehen sehen und denen zulächeln, dem kranken Nachbar auch, behutsam, ohne ihn durch guten Willen zu schockieren, einfach das Herz ausgehen lassen und den Terror der Betonungen vermeiden beim Gute-Nacht-Sagen.

Das Gute, eine Nervenfrage

Clan hat sich früh gering genommen.
Das macht ihn aber nicht vollkommen:

Von dem im Kern vorhandnen Bösen
kann auch ein Clan sich nicht ganz lösen.

Im Sessel fläzen, freundlich, momentan –
zu mehr langt's nicht beim Caspar Clan.

Und morgens, manchmal, ist er so verpennt,
daß er die Milchfrau überrennt.

Und abends, voller Freiheitswahn,
zerbeißt er Karten in der Straßenbahn.

Clan hat sich früh gering genommen.
Das macht ihn leider nicht vollkommen.

Endstation Knitteln

In geknittelte Zeilen
sich listig verkeilen;

Gedanken, sehr spitz,
verenden lassen im Witz;

Bescheiden geworden, zu bleiben
im Knittelverseschreiben.

Körperdenkanstöße

Für Caspar Clan hat sich im Leben
alles per Zufall ergeben:

Was er an Mösen hat geleck,
wie ihn der junge deutsche Film entdeckt

hat oder auch die Espedeh,
wie er entkam aus Rußlands Schnee,

daß er nach Bayern fuhr und nach Tirol –
Clan putzte niemals mit Sidol

Adressenschilder, Klinken, Orden:
zufällig ist er Clan geworden;

und zwar als er im Bett lag und
von einer Kissenseite seinen Mund

zur andren rüberlegte
und merkte, wie sein Sack sich auch bewegte.

Häusliche Szene

Clan, vergnügt beim Hemdenbügeln,
spricht sich aus fürs Kinderprügeln.

Prombt erhebt sich Widerspruch.
Mütter schreien Bann und Fluch.

So, im Dunst von Diskussionen,
mag Herr Caspar gerne wohnen.

Jeden jedes Wort beflügelt,
während Caspar Hemden bügelt.

Falscher Satz, am falschen Ort
öffnet deutscher Herzen Hort.

Nur der Schwätzer, wahrheitsscheu,
schadlos hält er sich und treu.

Ach, wer ahnt schon, was Clan spürt,
wenn am Brett er 's Wort und 's Eisen führt.

Im Existenzkampf

Clan lacht,
wenn er hört, ein Gott hätte ihm,
ja ausgerechnet ihm,

dem Mantelläufer,
Whiskysäufer,
etwas Spezielles zgedacht.

Trotzdem: mit tageweisem Schneid
ergänzt Herr Clan die eigne Mangelhaftigkeit.

»Dumm sein und Arbeit haben:
das ist das Glück.« (Benn)

Voll abfahrn in Bummelzügen,
mit Volldampf ins Ungenügen,

sich suhlen in dem, was verblich,
dann wird es uns körperlich –

der Nerv, der Schmerz und das Denken –
und alles könn' wir uns schenken.

Der Anti-Kandidat

Wenn Quizzies, diese Leistungsaffen,
im Fernseh Unterhaltung schaffen –

im Besserwisserei –
programm ist Caspar nie dabei.

Ist er doch kein Gedächtnisakrobat,
Olympiasieger hat er nie parat.

Er lupft auch keine Klassewagen,
und Eimer kann er gar nicht tragen.

Im späten deutschen Bundesstaat
ist Clan ein Anti-Kandidat.

Zum Beispiel ist er nur beliebt
bei den Parteien, die es nicht gibt.

Denn Clan und seine Wechselwähler
sind aktive Computerquäler:

Dem Unberechenbaren geben
sie Chancen und uns allen Leben.

Im späten deutschen Bundesstaat
ist Clan ein Anti-Kandidat.

Schwarze dankt Clan

Dank im Sterben sag ich an
meinen Bruder Caspar Clan,

weil er immer auf besonnte
Plätze wechseln konnte –

was mir selber nie gelang.
Ich war steif und starr und bang.

Um so tiefer kann ich fühlen,
wie Clan zwischen allen Stühlen

die Idee von Freiheit mir
spielte ...

*Aus Vom ungeheuren Appetit nach
Frühstück und nach Leben. Unverhoffte
Begegnungen mit Joachim Ringelnatz (1983)*

Zufällige und unsachliche Erfahrungen mit einer
Gestalt

Es wippt eine Lampe durch die Nacht

Ringelnatz – Pseudonym, Etikett, Wortspiel mit beweg-
ten Lauten, kreiselnder Form und knappem
Schluß – es ringelt sich was vor dem Herd, windet
sich, und plötzlich züngelt es neben mir ...
Ich wohne auf dem Lande.

Unser Herd ist sechs Kreiselringe groß, hat ein Wasser-
schiff auf der rechten Seite mit schwenkbarem, meter-
langem Wasserhahn und einer daran hängenden Schöpf-
kelle, zwei Backkästen, zwei Kohleschiebladen unten.

Eines Morgens kam eine Schlange darunter hervor, stau-
big, gelassen, sie ringelte sich auf den kühlen Fliesen.

Meine Frau gab ihr eine Wasserschüssel. Meine Frau ist
eine mutige Person. Sie legte die Schlange zum Baden,
eine Ringelnatter.

Nach wenigen Stunden verschwand das Tier. Die Post-
botin hatte geläutet. Sie brachte eine Orakelkarte aus
Delphi und eine Zeitung mit Spökenkiekereien aus
Münster.

Am gleichen Tag rief ein Freund an und meinte, ich
möge einen Gedenkartikel schreiben, über Ringelnatz;
seine Vortragstourneen, das Unterwegssein und Spre-
chen, und dabei sollte ich nicht vergessen, daß Hegel von
Poesie als redender Kunst gesprochen habe, und ich
möchte doch untersuchen, ob nicht gerade Texte, die im
Kabarett zum Publikum geredet werden, zur Kernsub-

stanz aller Poesie gehören, im Gegensatz zu landläufiger Auffassung in Seminaren und Fortschrittsschulen ... Der Freund meinte, auch zu Kostümen etwas bemerken zu müssen, zu Matrosenuniformen zum Beispiel, die in Bürgerhäusern wichtig waren – hattest du nicht selber noch eine an, wurde ich gefragt, und ich kramte das Belegbild aus dem Kasten meiner Mutter hervor. Ringelnatz trat in Matrosenuniform auf, damals, natürlich, und das in Kneipen ...

Ich trank Rotwein und sah nach, unter R.

Nachts, im Bücherbord wühlend, an die Obstleiter gelehnt, um auch Entlegenes zu erreichen, oberhalb der Modeborde, ist mir klar: ich bin kein Forscher, kein Wissenschaftler. Ich folge den Zufällen – intensiv zwar, aber wohl nur deshalb: ich hoffe, ihnen auch wieder entgehen zu können, per Zufall.

So las ich Ringelnatz, und die Folge geheimnisvoller Zeichen setzte sich fort. Seit frühen Jahren fügte er seltsame Signets zu seiner Unterschrift; Mädchen im Puff sagte er die Zukunft voraus; unter dem Alten Peter in München traf er sich im Kreis einer Geheimgesellschaft; in Riga ging er als Zigeunerin aus und las aus der Hand einer Dame ...

*Es waren zwei Schweinekarbonaden,
Die kehrten zurück in den Fleischerladen
Und sagten, so ganz von oben hin:
»Menè tékel úpharsin«.*

Mein Zeichen wurde: Ringelnatz. Ich ging vom Land in die Stadt zurück, zum Fleischerladen in der Schellingstraße. Der Zufall war fällig. Es war an der Zeit, die schöne Hütte am Hang, wo ich Briefe vom alten Busch für mich und meine Freunde gelesen hatte, zu verlassen. Es wurde zu grün. Mißtrauen gegen Moden befiel mich wieder. Ich wollte auch nicht zufällig hineingeraten. Also, auf in den Stadtwust: Türkenstraße. Schellingstraße. Barerstraße. Adalbertstraße.

Ich habe ein Bett und einen Haufen Ringelnetzbücher in der Schraudolphstraße, vierter Stock.

Es wird gebaut in der Heßstraße. Eine erste Prüfung. Ich lerne dafür bei Ringelnetz.

Ich kann eine Bohrmaschine,

Einen Hosenträger oder ein Kind

So lieben wie eine Biene

Oder wie Blumen im Wind.

Kann ich? Nehme ich es mit der Bohrmaschine auf? Hatte Joachim Ringelnetz es aufgenommen mit solchen Dingen? Oder hatte er solche Maschinen vorgeschoben, in sein Terrain der guten Absichten?

Schutzbehauptungen: große Bohrmaschinen in die erste Zeile drücken, um sich dahinter mit Kleinkram wie Bienen und Blumen verstecken zu können? Und um welche Sorte Bienen handelt es sich in diesem Falle?

Es wippt eine Lampe durch die Nacht.

Plötzlich stehe ich neben mir. Es ist drei Uhr siebzehn. München leuchtet nicht, München schläft.

Ich habe eben den »Alten Simpl« in der Türkenstraße verlassen.

Ein Blick in die Schellingstraße. Dort hatte Ringelnetz, Hausdichter im »Simpl« vor fast achtzig Jahren, einen »Tabakladen«. Nur für ein paar Monate. War es ein Versuch? War es kein Versuch? Was war es denn sonst? Spiel, Spaß, Spökes, Sport, Kinderei, Kauffahrtei, Unternehmungslust, eine experimentelle Commis-Idee?

Die Laternen, das wird mir schlagartig vor die Stirn geführt, wippen tatsächlich.

Ringelnetz – wer war das?

Lange vorbei.

Aber Orientierung gibt der baltische Graf, in Ringelnetzens Prosabuch *Mein Leben bis zum Kriege* – der Erste Weltkrieg ist gemeint –: »Mich interessieren nur Autoren, die mindestens fünfzig Jahre tot sind.«

Ich lege meine Hände auf den Briefkasten neben der

Tankstelle. Kein Ringelnetz mehr.
 Überhaupt keine Person auf der Türkenstraße.
 Auch die Schellingstraße: leer.
 Nein – ein Mensch tritt hinter einer Ecke hervor. Ein
 Türke. Eine Toreinfahrt wird geschlossen. Hall über-
 schlägt sich von Fassade zu Fassade. Poltern und weg.
 Der Türke hat den Seemannsgang von Kuttel Daddel-
 du. Könnte man sagen. Nicht an sich. Aber doch hier an
 dieser Ecke. Heute. Nachts. Situationsgebunden stimmt
 das.
 Plötzlich kurven drei Taxis durch die Barerstraße. Ecke
 Barer/Adalbertstraße – wohnte dort nicht dieser Hans
 Bötticher, damals, vor dem ersten großen Krieg?
 Ich ziehe meine Spickzettel aus der linken Jackettasche
 und lese, was ich mir bei Ringelnetz herauskopiert habe:
 »Das war eine interessante und lustige Parterrewohnung
 Ecke Barer- und Adalbertstraße. Sie lag zu ebener Erde,
 und [Freund] Dolch war ... ein großer Frauenkenner
 und Frauenfreund. Daher kam es, daß ich schon in der
 ersten Nacht nach seiner Abreise kaum zu Schlafen kam.
 Weil immer wieder von mehr oder weniger zarten Fin-
 gern ans Fenster geklopft wurde. Ich schob die Gardine
 beiseite und winkte herein. Das nächstmal winkte ich
 ab. Das dritte-, vierte-, fünftmal reagierte ich überhaupt
 nicht. Das sechstmal winkte ich wieder herein ... «
 Plötzlich Stille. Spätes Operettenmilieu, mit sparsam ein-
 gesetztem Saxophon. – Hatte Ringelnetz nicht versucht,
 Geld und Glück mit Operetten zu machen? Und miß-
 lang ihm solche Geschichtschreiberei nicht ...
 Auf einmal steht es neben mir:
Mitternacht ist's. Längst im Bette
Liegt der Spießler steif und tot.
 So beginnt das Simplizissimus-Lied. Verfasser: Ringel-
 netz. 1910. Ich bleibe stehen. Treffpunkt Schwabing.
 Zufallsaustauschstelle. Gib dem Zufall, was des Zufalls
 ist! Das ist wahre humane Demut. Und intellektuelle

Redlichkeit dazu.

Mitten auf der Barerstraße – da, wo innerhalb eines Jahres ein Franzose, Chinesen und ein Düsseldorfer pleite gemacht haben – öffne ich den Regenschirm. Nächtliche Imitationsgala pro Ringel. In Gedenken an den Moment, als er nachträglich Gage und Urlaub von Kathi Kobus, der »Simpl«-Wirtin, seiner Arbeitgeberin, doch noch bekam.

»Ich sehnte mich nach Freiheit. Im ›Simpl‹ hielt ich es nicht mehr aus. Längst schon wollte ich die Nachtsteltung dort aufgeben, aber ich war völlig energielos geworden. Außerdem schuldete mir Kathi Kobus noch Geld, und sie verzögerte die Herausgabe, weil sie meine Absicht durchschaute und genau wußte, daß sie mich, wenn ich diesmal fortginge, nicht wieder zurückholen könnte. Endlich redete ich ihr doch ein, daß ich gesundheitlich Erholung brauchte, da gab sie mir Urlaub und mein Geld. Der Schriftsteller Ferdinand Kahn war dabei, als ich den »Simpl« verließ. Auf der Straße spannte ich einen nagelneuen Regenschirm auf und sprang vor Vergnügen mit beiden Füßen hinein. Freiheit!«

Ganz hingebungsvoller Nach-Affe, springe ich resolut in meinen Schirm.

Total ringelvernatzt.

Dann noch ein paar Schritte, zu meinem Appartement in der Schraudolphstraße.

Wie viele hatten,

Was du noch hast.

Schenke mir nur deinen Schatten

Für eine kurze Rast.

Vor der Haustür bleibe ich stehen und versuche mir einen Stips zu geben. Nützt doch nichts, Junge ...

Wenn man in den Status gelangt ist, wo man seine Gipsnatur aufgegeben hat. Gläserne Wachsflügel fahren aus dem Herzen, bis nach Rendsburg zum Kaiser-Wilhelm-Kanal. Neue Verse, alte Marine: dazwischen

muß es liegen. Was? Das Plötzlich-neben-dir-Stehende. Es ringelt sich eine Natter unter der Fußmatte. Ich gehe ins Haus.

Von weither läutet eine Morgenglocke. Beten? Mit oder ohne Zehlein? Sinnlos und schön. Zweckfrei. Wenn man einmal den Kuhhandel mit der Unsterblichkeit außer acht lassen will. Atem- und schattenlose Verse. Hingestellt ins Nachtleben, Tourneeleben, Seeduft, Kneipenozon.

Auf einmal steht es neben uns. Uns? Wer ist eigentlich: uns? Das Es scheint heute morgen keine Frage mehr.

Als ob dieser Ringelnatz, eigentlich Hans Bötticher aus Wurzen, Sachsen, plötzlich per Seelenwanderung durch Schwabing ginge, ganz real und ohne Frage, zu diesem deutlich vernehmbaren schweren Seemannsrhythmus bayerischer Glocken.

Ist *überall* Wunderland? Oder?

Überall ist Wunderland.

Überall ist Leben.

Bei meiner Tante im Strumpfenband

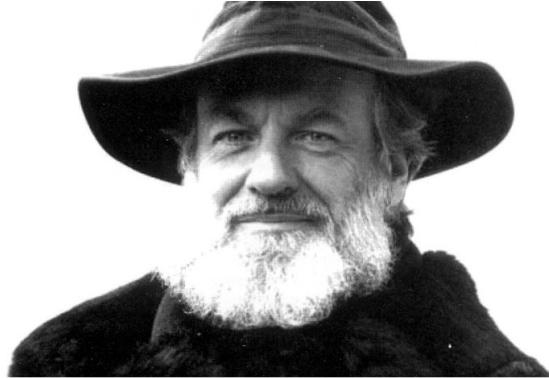
Wie irgendwo daneben.

Überall ist Dunkelheit ...

Während ich durch Schwabing gehe – ist auch *jederzeit* Wunderland? Die meisten Tanten haben inzwischen ihre Strumpfenbänder abgelegt. Wieviel Leben daneben ist – Dunkelheit bettet sich zu Dunkelheit. Und morgen ist Appell. Auch für die Dunkelheit? Das Behauchen des Schnecks und die Alkoholisierung des Schnecks – passiert, ohne Absichten und Aussichten, außer der auf »Überall ist Ewigkeit«.

Zum Einschlafen beginnt die Bohrmaschine wieder und stellt den Grad meiner Ringelnatzisierung auf die Probe. Zur Stärkung gucke ich noch einmal auf einen meiner Zettel. Ich habe mir Ringelnatzens Tätigkeiten notiert, wahllos, ziellos, zwecklos – wie Tätigkeiten nur sein können.

Also murmele ich in den Morgen:
 Hochstapler,
 Rowdy,
 Katzenschwanzzwicker ,
 Landstreicher,
 Schiffsjunge,
 Buchhalter beim Reisebüro,
 Kaffeeverkäufer an Haustüren,
 Darsteller eines muselmanischen Herrschers im Leben
 und eines Seemanns auf dem Theater,
 Kinderbuchautor,
 Häftling in Amsterdam,
 Tabakladenbesitzer in Münchens Schellingstraße,
 Wahrsager im Bordell von Riga und anderswo,
 Transvestit in Bayern und Lettland,
 Minensuchbootskommandant,
 Bibliothekar beim Grafen Yorck von Wartenburg,
 Bibliothekar beim Freiherrn von Münchhausen,
 Fremdenführer im Harz,
 Verfasser von Erinnerungsbüchern,
 Maler und Kabarettist,
 Tierpfleger und -freund,
 Geisterbeschwörer,
 kleiner Bruder Appendix bei der Hermetischen Ge-
 sellschaft,
 »Der einzige Herr, der sich« – nach Marietta del Mo-
 naco – »gewöhnheitsmäßig der Damentoilette bediente«,
 Patriot, der vor Patriotismus die Front verfehlte,
 Rekrutenausbilder und reisender Artist,
 Sachse – Münchener – Berliner ...
 Ich will versuchen, zwischen Frühschoppen und Däm-
 merschoppen, ein gutbeweglicher Wechselbalg zu wer-
 den, neben Albatros und Ringelnatz irgendein Nachbar,
 der gern da ist und es nicht besser weiß.



*Als »Früh pensionär« auf dem niederbayerischen »Batzelhof«
(Foto Karin von Wangenheim)*

*Aus Sieben Tage Ruhe auf dem Lande.
Aus den Tagebuchnotizen eines
Versicherungsvertreeters (1985)*

Erster Ruhetag

Während ich diese Zeilen aufschreibe, ist noch nicht abzusehen, was aus ihnen folgen, aus ihnen herausfallen, ihnen entgehen wird.

Seit über zwanzig Jahren ist dieser Weiler Hirnhuf, Haus Nr. 3, mein Familienwohnsitz. Ein Fluchtpunkt ist das für meine Frau – blond und rund – und mich – dürr und mit frühem Grau auf dem Kopf – um mich Lesern, die dieses Heft einmal finden könnten, vorzustellen. Einzelheiten über den Kauf des Gebäudes – vielleicht später, in einer Atempause vom Gegenwärtigen, für die

Freunde gründlicher Schilderungen, der ich früher auch war. Mein Verständnis dafür ist im Schwinden. Seit vorgestern.

Der Ausrutscher auf der Treppe im Hotel, das Schwellen des Fußes, von einem Lehrer getragen werden – mit einem Tablettenschlaf wollte ich mich danach zum Normalfall machen. Es gelang nicht.

Heute wurde ich mit Musik geweckt.

Ich greife zum Heft und fange an aufzuschreiben, in einem Tempo, als ob ich mich nur so selbst überholen könnte und diesen Ort, diese Stunde und ihre Ereignisse. [...]

Ich will von der Prüfung meiner inneren Wandlung morgen berichten, übermorgen, möglicherweise all die Jahre des neuen Säuberns, der frischen Frühe – weil ich heute mit dem Zahnputzglas in der Hand im Bad stehenlieb! Ich habe zwanghaft zu gurgeln aufgehört und angefangen zu lauschen.

Natürlich hatte ich Klänge vernommen, im Traum, beim Gesichtwischen, beim Pantoffelschlurf ins Bad, beim Pastaputzen – jetzt erst *wußte* ich, daß ich hörte.

Das Glas stellte ich ruhig ab. Mit dem Handtuch wischte ich das Gesicht sauber. Ein Griff nach dem Jogginganzug, grau mit dem aktuellen blauen Querstreifen an der Seite. So war ich rasch angezogen und humpelte durchs Haus.

Hirnhuf Nr. 3 war leer.

In der Küche brutzelte in der Kaffeemaschine ein Rest und stank.

Also – nach draußen.

Als ich die Tür öffnete, schwoll die Musik an: jetzt waren Hörner zu unterscheiden, Trommeln und Geräusche, die von einem Synthesizer kommen konnten.

Die Straße, die einzige Straße von Hirnhuf, lag leer.

Gegenüber, in Haus Nr. 7, beim ärmsten unserer Bau-

ern, der sich ein Zubrot im nahegelegenen Landmaschinenwerk verdienen muß, wurde gelacht.

Nicht gegrölt. Bäuerlich. Nein, weg mit erlernten Vermutungen!

Das Lachen klang wie früher Singen. Oder das Flappern von Pappeln, erregt und heftig, erotisch, sagen manche dazu.

Das jedenfalls hatte ich bei uns im Dörfchen noch nie gehört.

Ich zog den alten Regenschirm aus der Garderobe und mühte mich über die Straße, einen Sandweg, mit vielen Steinen, über Jahrhunderte als Pfad gefestigt. Ich muß mich langsam bewegt haben. Wie in Trance. Ein Träumer. Und das doch immer noch von den Zwängen eines Jogginganzugs bestimmt, vom Klumpfuß – oder bereits nicht mehr?

Was war da mit mir, heute morgen? Wer wurde ich? Wie lebte ich eigentlich, noch oder schon?

Genaueres kann ich nicht darüber sagen, weil der Eindruck, den ich dann hatte, so überwältigend war – Jahrzehnte meines Lebens waren im Nu weggeschwemmt: als ich in Josefs Stall trat und sah und hörte.

Das Hören setzte fast automatisch aus. In meinen Ohren brauste es nur noch.

Und was sah ich? Ich sah dreißig goldschimmernde Milchkühe. Nachbar Josef hatte in letzter Zeit immer dreißig Tiere im Stall gehabt, normale, rotbunte, wie sie in der Gegend traditionsgemäß üblich sind.

Vor Monaten hatten wir über die Milchpreise gesprochen, unter der Trauerweide, die ich angepflanzt habe, als Städter auf dem Lande.

Ich werde die Tiere abschaffen müssen! hatte Josef gesagt. Wir haben Geld für die Stiere von der EG gekriegt, damals bei den Sozis. Dann werden wir bei unseren christlichen Leuten gewiß auch etwas für die Kühe be-

kommen. Die Milch is halt nix mehr wert.

Nun aber, heute morgen, war der Stall nicht leer, nein, anders, mit dreißig goldenen Kühen besetzt. Gut angezogene Menschen standen herum und lachten und tranken Kakaolikör.

Einen Moment lang hatte ich gemeint: hier ist das Fernsehen. Diese Leute stecken seit Jahren doch voll von Ideen: Haben Sie Spaß? Wetten um? Oder auch der Landfunk III mit dem Rock für die jüngere Generation.

Plötzlich trat der Bürgermeister vor.

Er war blaß. Es mußte ein höherer Herr von der Regierung im Raum sein – sonst ist unser Bürgermeister nämlich immer rosig.

Der Wagen steht bereit, Herr Doktor! empfahl der Bürgermeister einem vergnügten Knäuel von Mensch, schnurrbärtig, in Loden gekleidet, kurz und pfiffig, das mußte einer aus dem Landwirtschaftsministerium sein. Ich hatte das Gesicht schon einmal in unserem Eierbach-Anzeiger im Lokalteil gesehen. Anlässlich einer Fahnenweihe für die Kriegerkameradschaft.

Danke, sagte der Doktor, nickte freundlich, wirklich, sehr freundlich zu jedem aber auch, der Herr Doktor, und ging hinaus und bestieg einen Wagen, einen BMW, der eben vorgefahren war.

Ich blickte ihm nach.

Anna I, Josefs Mutter, 92, faßte meinen linken Arm und sah mich mit stahlblauen Augen an.

Brillenlos stand sie vor mir.

Ist es nicht wunderbar, daß ich *das* noch erleben darf! sagte die alte Frau, ein bißchen laut, wie sie früher auch schon geredet hatte. Da war wenigstens etwas seit gestern gleich geblieben.

Neu war ihr Strahlen. Die alte Frau schwärmte. Eine Dalischülerin, sagte sie, als ob sie Dali kannte, hat diese goldenen Kühe entworfen. Im Auftrag von München.

Ich nickte. Das konnte nicht stimmen. Aber wenn die Großmutter glücklich war, lag es immer schon an München.

Anna II, Josefs Frau, kam kichernd heran.
Der Kaplan stellte sich neben mich und leuchtete erfüllt.
Hier ist der Start für Bayern. In ganz Europa werden
heute die Testställe angeschlossen. Ein großer Tag.
Jetzt sah ich, daß auch der evangelische Pfarrer, ein noto-
rischer Kriegsdienstgegner, aus dem Kreisstädtchen ange-
reist war.
Wir haben die dreißig Plastikkühe heute gemeinsam
gesegnet, erklärte der Kaplan.
Ich konnte mich diesem Werk des Fortschritts nicht
entziehen, sprach der Lutherische und zuckte merkwür-
dig mit den Schultern.
Nur wenn er vom Frieden spricht, hört das Zucken auf,
sagen seine Konfirmanden, und sie mögen recht haben.
Was denn für ein Werk des Fortschritts? fragte ich.
Ach, Herr Gons, antwortete der Kaplan.
Ach, Herr Gons, ergänzten Anna I und Anna II.
Die Firma Flütten + Co liefert bereits seit vier Wochen,
direkt aus dem Stammwerk bei Stuttgart – helle Köpfe
diese Schwaben – die Plastikkühe, die Sie hier sehen,
europaweit! Eine Dalischülerin –
Ja! unterbrach ich ungeduldig und ärgerte mich im sel-
ben Moment schon über meine Unreife, gerade auch
angesichts von so Wunderbarem.
Die Kühe sind künstlerisch entworfen, die Künstlerin
hat ihr Honorar der Unicef, der Weltkinderhilfe *und* der
Krebshilfe zur Verfügung gestellt–
Ja! Ja!
Ich reagierte noch einmal ungeduldig und schlug mir
aufs Maul.
Das bewirkte eine allgemeine Stille in Josefs Stall.
Die Herumstehenden saugten an den Likörgläsern und
sahen auf diesen dürren Riesen, Friedolin, den Scheren-
schleifer, der im Krieg Funker gewesen und ein bißchen
herumgekommen ist. Er hat in der Regel ein freches
Mundwerk und nun erwarteten wohl alle, daß ich, auf

die Worte eines so zynischen Verstandesmenschen hin, gegenüber der Schilderung des Wunders, an dem wir alle teilhaben, offener sein werde.

Ja, das ist schon so, mogelte sich der Scherenschleifer in die auffordernde Stille unserer Hirnhufer.

Dann erklärte er in überraschenden Kurzsätzen: Alles ein Beschluß der EG.

Brüssel. Vom Parlament in Straßburg genehmigt.

Und er fuhr nach einer Pause fort: Ab heute läuft Euro-Milch durch die Ställe der Bauern. Hin und quer und zurück und weiter.

Das klang etwas zynisch. Ich hakte aber nicht ein. Die Spannung war so groß, daß mir kein Satz, keine Frage einfiel.

Auf diese Weise, redete der Scherenschleifer weiter, bleiben in Europa Milch-Festmengen. In geheimer Regierungssache, wie bei den Bestechungsamnestien, wurde ein unterirdisches Kühlsystem beschlossen und neben der Wasserversorgung angelegt. Parallel zur zentralen Wasserversorgung, also äußerst kostengünstig. Alle Euro-Ställe sind mit goldgefärbten Plastikkuhen besetzt und mit einem Röhrensystem untereinander zum perfekten Austausch verkabelt.

Jetzt bekam ich auch einen Kakaolikör gereicht. Anna II gab ihn mir.

Weiter? fragte der Scherenschleifer.

Ich nickte. Alle nickten. Jeder wollte noch einmal das Wunder verbal auskosten.

Durch die neue Regelung, die, zum ersten Mal in der EG-Geschichte, eindeutig beschlossen wurde, muß nichts mehr exportiert oder importiert werden. Es darf aber auch nichts mehr produziert werden. Die vorhandene Milch wird angereichert mit Wirkstoffen, daß sich eine einzige unendliche Milchbewegung durch alle Länder der EG vollziehen kann. Auch die Engländer hatten keine Bedenken.

Und die echten Kühe, wo sind sie geblieben?

Jetzt mischte sich Anna I, die Großmutter, wieder ein: alle Kühe Europas sind an den Heiligen Vater in Rom gegangen, er konnte den Koreanern nur 25.000 Dollar spenden, der arme Mann – darum haben wir ihm die Kuhverteilung feierlich übergeben. Übermorgen sammeln sich alle Rindviecher auf dem Petersplatz und bekommen den Segen urbi et orbi –

Und der Papst verteilt die Restkühe?

Ja, an die hungernden Christen in aller Welt –

Das ist wichtig, mischte sich der Kaplan ein und stellte eine Sorgenfalte auf seiner Stirn her.

Alle diese Kühe sind Botschafter unseres guten Willens!

Ich ging wie ein Automat auf und ab.

Anna II, Josefs freundliche Frau, öffnete ein Ventil: ein wenig Milch tropfte heraus.

Probieren Sie nur, Herr Gons, seien Sie nicht so mißtrauisch, das ist gute Gebrauchsmilch – und wir können auch jeden Tag für die Familie ein paar Liter entnehmen, die Abrechnung kommt mit der vom Strom, verstehen Sie ... !

Ich schleckte. Ich nickte. Ich wollte verstehen.

Der evangelische Pfarrer gab nun auch ein Statement, wie er es bei Friedenskundgebungen geübt hat: Die neuen Kühe sind so beschaffen, daß die Bauern täglich ihre traditionellen Handgriffe an den Tieren verrichten können. Die Körperbeschaffenheit ist auf Grund eines alternativen Antrags in letzter Sekunde als Auflage EG-weit erklärt und verbindlich gemacht worden.

Die Bauern brauchen sich nicht zu langweilen oder andere Berufe zu erlernen. Sie können durch dieses freizügige New-Cow-Economic-System ihrer angestammten Scholle verbunden bleiben. Ja, es entsteht mehr Zeit schon, aber nicht *zu* viel, um umlernen zu müssen. Nein, jetzt singen wir wieder unsere Volkslieder, die wir im Fernsehen von den Lustigen Musikanten und An hellen

Tagen gelernt haben.

Überhaupt Fernsehen: jetzt lohnt sich eine Verkabelung allemal!

Mein zehnjähriger Sohn Ole, der nichts lieber tut als feiern, und zwar von seinem zweiten Lebensjahr an, schrie: Und im Stall können wir jetzt Feste feiern, Papi, es stinkt nicht mehr so scheußlich!

Auch die Reinheit des Eisbachs am Rand von Hirnhuf, sprach der Bürgermeister, könnte sich wieder herstellen, und zwar nach Expertenaussagen in kürzester Zeit, weil keine Jauche, mit Medikamenten von der Realtierhaltung, mehr einfließt.

Ein umweltfreundlicher Großschlag, wieherte der Kaplan dazu, denn eine Folgeerscheinung wird auch sein, daß die Aufsässigen aus dem Bundestag verschwinden. Schwupp!

Paß auf, sagte Freddy, unser elegantester Bauer, der reichste und ein Freund des Lächelns von Friedrich Nowotny: Paß auf, heute abend erzählt uns der Friedrich, daß die Grasgrünen bereits auf Grund dieses Golden-Kuh-Systems ihre Selbstaflösung beschlossen haben! Ha! Hi! Hu!

Freddy gibt Geräusche ab mit sehr klaren, in der Schriftsprache eindeutig festzuhaltenden Lauten, wie hier angezeigt. Er lacht immer absichtlich, das muß wohl die Geräuschproduktion in dieser Weise festlegen.

Alles sehr neu, sagte ich und sah mich, ratlos, um.

So fürchterlich neu auch nicht, beruhigte mich der Kaplan. An den Golden-Plastic-Kühen müssen ja die Traditionsgriffe des Landmanns täglich wie bisher pflichtgemäß getan werden. Nur ein wenig anders als früher. Das sind Opfer, die wir dem Fortschritt bringen müssen. Der frühere Mistabfuhrknopf dient jetzt zum Volksliedereinsatz auf einem Kassettenrekorder. Oder der Melkknopf dient dem Verbundlauf der angeschlossenen EG-Dauer-Milch-Vorräte-Durchschleusung.

Und so weiter. Und so weiter.

Der Scherenschleifer ging als erster. Er ist so weise, so ausgeglichen, daß er das Töpfchen Milch, das ihm Josef und Anna II mitgeben wollten, auch tatsächlich annahm und in sein Häuschen trug.

Kirschblütenweiß! sagte Friedolin. Die Milch hat was vom Frühling. Wildkirschenmilch! sagte der Scherenschleifer. Und keiner störte sich an seiner Neigung zu solchen poetischen Floskeln, wie es früher doch häufiger der Fall gewesen ist. Heute ließ man ihn gehen, und zwar lächelnd. Auch der Bürgermeister winkte diesem landaufbekanntem Außenseiter zu.

Wie ich mich umschaute, war es mir, als glänzte das Gold der neuen Kühe auf allen Gesichtern, etwas Märchenhaftes schien sich im Stall auszubreiten, das nur an bestimmten Regeltagen für die Diener Roms bisher vorgesehen war. Die EG hatte, so fühlte ich es jedenfalls an diesem Morgen, nicht nur ein technisches und politisches Wunder vollbracht, sondern auch ein menschliches: indem es gelang, Herzen und Wangen einfacher Menschen in einem Wirtschaftsgebäude durch zukunftsweisende Organisationen zu glückvollem Leuchten zu bringen.

Wer weiß es denn nicht, Leute, dieser Nährstand, seit Jahrhunderten zur nörgelnden Masse des Untergrunds erklärt, oft ausgelacht von den Städtern – dieses historische Bewußtsein hatte ich plötzlich, als ich zurück auf mein Haus zugeht, Schritt für Schritt.

Nach den unendlichen Ackerbaukulturen früherer Jahrtausende wurde hier wirklich etwas Neues in die Ställe gesetzt: Stroh raus und Plastik rein. Hier war die Verbindung weltoffen & heimattreu zugleich. Ein Ereignis aber nicht nur in Hirnhuf. Auch ausgewählte Ortschaften in der Provence, bei Groningen, Saarlouis oder in Südtirol sind mit uns verbunden.

Und täglich, hatte der Bürgermeister, hatte Josef gesagt,

täglich werden es mehr.
Die Milch fließt und fließt. Und während alles mich
umfließt, halte ich inne. Ich koche eine Instantsuppe.
Mit Mineralwasser. Einen Topf für die ganze Familie.
Danach wollen wir weitersehen, was uns die Zukunft,
die heute angefangen hat – eindeutig in spektakulärer
Form –, noch alles bringen wird.

Aus Kurz vorm Finale (1986)

Mein Heimatlied

Vorgestern
stiegen auf meinem Heimatbahnhof
Münster, wo 44
mein Verwundetentransport
vom Wilhelmina Gasthaus
in Amsterdam auf dem Fluchtweg
nach Berlin-Reinickendorf
kurz hielt –

Vorgestern
stiegen auf meinem Heimatbahnhof
Münster, wo mir meine Mutter
Schokolade an den Güterwagen
brachte, 44 allerdings –

Vorgestern
stiegen auf meinem Heimatbahnhof
Münster, dem Wahlkreis,
aus dem der CDU-Abgeordnete
Peter Nellen kam, der 55 gegen
die Wiederbewaffnung im Bundestag sprach,
94

was bis heute längst vergessen
gemacht wurde, in Freiheit und Frieden –

Vorgestern
stiegen auf meinem Heimatbahnhof
Münster junge Soldaten
in den Sonderzug nach Hamburg,
geleitet von freundlichen
schußbereiten Feldjägern,
deren Vorgänger Hunderte meiner
Altersgenossen, 45, beim Rückzug
in Ostpreußen, bei Gumbinnen
umlegten, aufhängten –

Vorgestern
sah ich den Lizenzmördertransport
heiter, bunter, auch winkte
bereits ein Kindlein wie uns –

Heute
versuch ich, meine fünfzigstündiges,
fünfzigjähriges Schweigen
zu lösen, indem ich diese
Zeilen aufschreibe –

Übermorgen
will ich sie laut
zu lesen versuchen –

Dann alle Tage
wird es wohl ein Zwang werden,
sie immer wieder, heftiger,
– bis die Feldjäger
zum drittenmal kommen –
häßlich, schreiend
zu schrillen, zu quäken;

mit diesem Alterstenor, der weder
Angst noch Rücksichten mehr kennt,
mein Heimatlied
mit dieser Gegenstimme
öffentlich machen, Junge,
mein vierzig Jahre jüngerer
Bruder auf unserem Hauptbahnhof
Münster.

Mensch Meister

Ein Haupt, eher
Für Sombreros als
Für lyrische Hüte;
Der Heilige Jakob ließ
Es sich abhaun, Ernst
Senkte es
Früh.

Als ob er Weihwasser
Gesoffen hätte –
Weg vom Westfalentag.
Im Heimatmuseum
Wollten wir Western drehn.
Gringos, westfälische,
Reiten auf bockwind-
Müden Flügeln.

Doch was bleibt,
Sind immer Stifte in Haspe.
Hasperischer werden –
Aber wer
hat schon das Haupt und
Senkte es.
Früh?

Batzlanische Ode

Meine Trauben,
Meine täglichen Pilze,
Mein unbewältigter Garten,
Meine sinnlos geschnittenen,
Unbestimmbaren Pilze,
Meine unbekannten alle –

Meine Wälder, die nie
Ganz mein sein werden,
Mein Garten, in dem ich immer
Dilettant bleibe, nicht nur
Wegen fehlender Muskelkraft,
Mein ganzes Mein,
Permanent fremd und anders,
Nie kann es mein sein.

Trauben und Pilze,
Garten und Wälder,
Alle unbekanntes Gefährten,
Schönheiten, die vorüberziehen –

Gitarren und Grillen
Geleiten die tägliche Prozession.

Und erst wenn keine Frage mehr,
Kein aufdringliches woher, wohin –
Dann
Vielleicht
Wird alles stille stehn:
Die Wälder halten an,
Pilze sagen ihre Namen,
Und Trauben wissen Süße wie du, Geliebte,
Kurz bevor du das Schweigen brichst.

Aus Sieh mir ins Auge (1988)

Schauspiel in zwei Akten, frei nach Briefen der Annette von Droste-Hülshoff

Personen: Annette, nicht mehr jung
Theaterdirektorin Wurschbauer, älter
Theaterdirektor Wurschbauer, schweigsam

Zeit: Mai

Ort: Das Stück spielt auf der Hinterbühne eines Scheuentheaters am Bodensee

Erster Akt – Erste Szene

[...]

ANNETTE: Fehlt Ihnen etwas, Frau Direktor?

WURSCHBAUERIN: Ich glaub, ich muß weinen.

ANNETTE (kühl adlig): Ich bin wegen Ihrer beruflichen Qualifikation hier. Auch in Münster war mir die Schauspielergesellschaft bekannt.

WURSCHBAUERIN: Bei Liebesgeschichten muß ich immer weinen. Das kenn ich garnich andersch.

ANNETTE: Meine Mutter fände das anstößig. Ihre Truppe sei professionell, hörte ich. Ich hoffe, daß Ihre Ratschläge, Ihre Spielübungen für mich ebenso professionell sein werden. (*Applaus vom Theater im Hintergrund*) Wie Sie richtig bemerkt haben, sprech ich die ganze Zeit von mir. Mein Freund Levin heiratete vor kurzem eine gewisse Luise. Das Paar kommt in wenigen Tagen hierher. Es ist mein inniger Wunsch die glücklichen jungen Leute zu sehen, zu umarmen... Warum nicken Sie, Wurschbauerin?

WURSCHBAUERIN: Verzeihung Baroneß, ich höre nur zu.

ANNETTE: Ist Ihnen klatrig? Wollen wir ein paar Schritte gehen?

98

WURSCHBAUERIN: Gern, wohin möchten Sie?

ANNETTE: Zu einem Stein am Wasser, wo ich oft mit ihm gegessen habe. *(noch Annette) (hebt ihr Forschungshämmerchen humorig)* Wissen Sie, Wurschbauerin, dort brusselt immer ein wenig der See und Ihre Schluchzerei stört mich dann weniger. Verstehen Sie mich?

WURSCHBAUERIN: *(schluchzt erneut)* Sehr wohl, Baroneß.

ANNETTE: *(schließt freundlich, rauh, frech, witzig)* Also morgen gegen sieben, bitte. *(Dunkel)*

Erster Akt – Zweite Szene

[...]

ANNETTE: Levin und seine schöne Luise kommen. Indessen traue ich ihr nicht. Ihre Worte gegen mich, in jedem Brief der beiden, liebevoll, sogar demütig. Aber dennoch spüre ich etwas Gezwungenes und versteckt Pikiertes heraus. Namentlich, wenn ich ihren Mann nicht übermäßig gelobt habe.

WURSCHBAUERIN: *(frech, leicht)* No, sie liebt ihn.

ANNETTE: *(mit ihrem Witz)* Mehr noch, Sie hält ihn für den ersten Mann der Zeit.

WURSCHBAUERIN: *(listig)* Ist ers vielleicht?

ANNETTE: Er hat eine Veranlagung zur Blasiertheit.

WURSCHBAUERIN: Ach so.

ANNETTE: *(wieder zupackend planerisch)* Ein Quartier brauche ich. Klein aber reinlich und billig. Und immer See und Alpen vor Augen.

WURSCHBAUERIN: Das nenne ich herzensgut.

[...]

ANNETTE: Sie kennen sich mit Blumen aus?

WURSCHBAUERIN: Blumen?! Natürlich kenne ich mich von berufswegen mit Blumen aus. Muß ich doch meinem Mann immer welche auf die Bühne schicken, im-

mer wechselnde. Damit der Erfolg fürs Publikum auch recht sichtbar wird.

ANNETTE: Und das erzählen Sie mir einfach so?

WURSCHBAUERIN: Vertrauen gegen Vertrauen, Baroneß.

ANNETTE: Danke.

WURSCHBAUERIN: Waren Sie mit Herrn Levin sehr glücklich?

ANNETTE: Es liegt mir noch allerlei im Sinn. Ich werds herauschreiben müssen, um es loszuwerden.

WURSCHBAUERIN: Ich sollte mit Ihnen Lachen einstudieren (*sagts herzlich und machts vor*). Mit gestütztem Atem...

ANNETTE: Was wird Luise sagen, wenn sie mich altes dickes Madämchen sieht?

WURSCHBAUERIN: Ach – haben Sie Ihrer Rivalin geschrieben?

ANNETTE: Ach – Sie sagen Rivalin?

WURSCHBAUERIN: Ja, warum ist das komisch?

ANNETTE: Es theatralisiert die Sache so hübsch. Und plötzlich kann man darüber lachen. (*drückt die Sächsin heftig an sich*) Ich danke Ihnen. Danke.

WURSCHBAUERIN: Sie zerdrücken mich, Baroneß. So zart und so stark – ha püh.

ANNETTE: (*läßt die Frau los*)

WURSCHBAUERIN: (*atemlos*) Wurschbauer, mein Mann, der Theaterdirektor, hört zwar nie hin wenn ich was sage, aber wenn ich ganz alt und schwachsinnig wäre, würd er mich doch immer noch lieb haben. Könnt das der Herr Levin och?

ANNETTE: Am besten vergessen Sie, was ich gesagt hab. Ich fing so vorsichtig an, dann hab ich drauflos geschwätzt. Wie heißen Sie?

WURSCHBAUERIN: Elise.

ANNETTE: Wie meine Freundin in Münster. Ich lasse Sie rufen, Elise, später. Daß wir uns dann am Seeufer

treffen. Beim Steg neben dem Fernrohr. Sie müssen mir Luisens Kleidung auf Deck beschreiben. Und meine Haltung beim Zuhören verbessern. Ganz nach Ihrer Profession...



Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre (Foto Brigitte Friedrich)

*Aus Geh aus mein Herz. Erinnerungen an
eine Jugend 1926 bis 1945 (1990)*

Von einem Kampflied gegen den Terror der Un-
sensiblen

An einem Adventssamstag war ich länger im großelterlichen Hause geblieben; zwischen Packpapierrollen, die im Keller standen, hatte ich gesessen und in einem dicken Buch geblättert, vielleicht auch gelesen, häufig beschäftigte mich Brehms Tierleben.

Plötzlich hörte ich Klavierspiel.

Oben? Ich legte den Brehm beiseite, schlich an der Küche vorbei, über die Treppe, magisch von den Tönen angezogen, auf das Herrenzimmer zu. Das war für mein Gefühl scheußlich: schwarze Schränke mit Säulen und Pfeilern, Glas mit Blei, schwarze Ledermöbel, Sessel, eine weinrote Haubenlampe mit Schnüren über einem runden kalten Steintisch. In der Ecke das Klavier.

Durch einen Türspalt entdeckte ich meinen Großvater, ich sah ihn zum ersten Mal an dem Instrument, er spielte: Der Mond ist aufgegangen.

Heimlich geschah das. Nie wurde das Klavier geöffnet. Jetzt wußte ich, wer es wann benutzte.

Von dieser Stunde an ergaben sich zwei Folgerungen für mein Leben.

Wenn ich bei den sonntäglichen Kaffeeausgängen über die Promenade ging, zum Himmelreich am Aasee oder Lindenhof am Zoo oder ins Schloßgartenrestaurant, folgte ich dem schwarzen Familienclan nur zögernd. Aufsässig zu werden entsprach schon damals nicht meiner Natur. Ich litt stumm. Aber ich überwand das Leiden im Schreiben – unter diversen Kaffeetischen neben Tanten, Onkeln und Großeltern, zwischen Vater und

Mutter schrieb ich sommers wie winters unter leicht vorgeschobenen Tischtüchern auf den Knien – Kasperlestücke. Ich schrieb heimlich. Jetzt, da ich das heimliche Klavierlied des Großvaters belauscht, entdeckt hatte, genierte ich mich nicht mehr meiner Heimlichkeit, sie schien mir zu *aller* wahren Kunst zu gehören.

Ein Nebeneffekt dieses Erlebnisses war, daß ich bis heute jeden Kasper, Clown, Spaßmacher, Verseschmied für eine revolutionärrere Erscheinung halte als die direkten Veröffentlichter Marx, Lenin oder Dutschke.

Diese Empfindung, diese Vermutung wurde gestützt, als ich sieben oder acht Jahre alt war und mich gerade freiwillig zur Hitlerjugend gemeldet hatte. Eines Tages mußten wir Bücher verladen. Sie lagen in einem großen Haufen ungefähr dort, wo heute das Apollo-Kino ist. Es waren verbotene Bücher. Sie sollten verbrannt werden. Obwohl ich bereits ein wenig zu lesen begonnen und angefangen hatte, Gedrucktes zu sammeln, wagte ich es nicht, eines der zum Brennen bestimmten Bücher zu klauen. Aber ich las. Da war ein Liederbuch einer kommunistischen Jugend. Was die wollte oder tat, wußte ich nicht. Vielleicht hielt ich diese Burschen, die zu dieser Zeit für mich bereits fernste Historie waren – was weiß ein Achtjähriger von der politischen Umwelt, die ihn als Fünfjährigen umgab? –, für gefährlich und las darum ihr Liederbuch – als Abenteuerlektüre, Gangsterpostille. Bei diesen Kommunisten entdeckte ich »Der Mond ist aufgegangen«, das ganze Lied, ich las alles nach und sehe noch heute jene Druckschrift vor mir – nicht viel anders als in meinem evangelischen Gesangbuch, wo unter der Rubrik Geistliche Volkslieder zu lesen war: Der Mond ist aufgegangen.

Also: der Großvater sang und spielte es heimlich, wenn keiner im Hause war.

Die Kommunisten sangen es und ihre Heftchen mußten verbrannt werden.

Ein gefährliches Lied? Claudius, der Dichter, ein Revolutionär, ein heimlich Lebender – gegen welche Terrorherrschaft denn wohl? Jahre später machte man mir das Angebot, in einer Fernsehsendung einer Unterhaltungsabteilung das Gedicht *Der Mond ist aufgegangen* vor Millionen Menschen sprechen zu dürfen – sehr öffentlich; ob ich mit ihm an der ewigen Revolte der Poesie gegen die lauten tüchtigen Unsensiblen weiterwirken konnte, habe ich nicht registrieren können; mich hat es an meinen Großvater erinnert, an sein unvergeßliches Klavierspiel, sein zaghaftes, aber doch eigenes Singen, an die kommunistische Jugend, die ich gern kennen gelernt hätte, und an die heimlichen Verse unter den Tischen der münsterschen Ausflugslokale und Kaffeewirtschaften. Heute sitze ich in der Engelstraße, an der Engelenschanze am Klavier und singe und spiele – und ich weiß, ich bin sicher, wenn die Ingenieure und Handelsköpfe meiner aus Selbstgewißheit terroristischen Verwandtschaft wieder auferstehen und mich wegen meiner Verselei auslachen: ich pinne weiter, heimlich, unter den Tischen, die Decke leicht beiseitegeschoben, mein Mond wird aufgehen, auch wenn er von Ihnen aus, meine Damen und Herren, nur halb zu sehen sein sollte, ich bin gewiß, daß er dennoch rund und schön ist.

Bücher besudeln

1940. Die deutschen Truppen hatten Paris, die Hauptstadt des Erzfeindes, erobert, und Charly Chaplin zeigte den *Großen Diktator*. Ich wurde vierzehn, und meine Lehrer sagten – wie meine Mutter –: Schmier nicht überall herum, Junge! Dabei hatte ich weder Tapeten noch Hausmauern verunziert, nur Bücher.

Trotz der allgemein herrschenden Sauberkeit auf Straßen und Plätzen, in Wohnungen und Schulklassenräumen

hatte ich begonnen, mit Bleistiften, Buntstiften, mit dem Füllfederhalter in alle Bücher zu malen, wie es meine Mutter freundlich formulierte.

Ich malte allerdings im eigentlichen Wortsinn selten. Ich unterstrich. Strich durch. Machte Fragezeichen. Ausrufungszeichen. Und dazu schrieb ich gelegentlich einen Satz, meine Meinung.

Mußt du zu allem deinen Senf geben! schrie ein Lehrer. Es muß Zossen gewesen sein.

Der Druck von Schule und Elternhaus war so groß, daß ich aufgab, Schulbücher und Bücher der Eltern auf meine Weise durchzuarbeiten, ich wich aus, weil ich mich nicht verlieren wollte.

Das klingt hochtrabend, aber durch Wechsel – immer wieder die Marktplätze verlassen, hält Buddha für hilfreich – habe ich ein Gran tätiger und denkender Freiheit in mir über die Jahre bewahren können.

Mein Wechsel als Vierzehnjähriger war von Kinderkühnheit, die aus mir wuchs, und durch glückliche Umstände, die um mich herum wucherten, bestimmt. Warum wurde ich kühn? Weil ich die Eigentumsfrage erkannt und für mich zu lösen gewillt war. Die Bücher gehörten den Eltern, bitte, und man sollte denen nicht anmerken, daß sie gelesen werden? Konsequenz? Ich, das Kind mit dem Bedürfnis anzustreichen, zu schmieren, muß Bücher erlangen, die mein Eigentum sind!

Und mit einem Mal, wunderbarerweise, umstanden mich Bücherregale, ich war in mein erstes Antiquariat geraten, die Bücher waren staubig, billig und erschienen mir auch vom Inhalt viel wichtiger, bedeutender, für das Leben entscheidender als Schulbücher und Elternbücher zusammen. Es waren *meine* Bücher!

Reclamhefte wurden die ersten Glückskäufe, nicht nur weil sie Pfennige kosteten, sondern auch weil sie oft unaufgeschnitten waren und man mit Messer und Schere an diese Bücher herangehen mußte, also gröberen Instrumenten als Stiften, um sie lesend in Besitz nehmen zu können.

Von Herbert Eulenberg kaufte ich ein Theaterstück mit dem für Knaben faszinierenden Titel »Leidenschaft«. Eine Offizierstragödie. Viel Aufregung. Ich hielt das für großes Theater. Später, als ich vom Theater andere Begriffe gelernt hatte, fand ich Eulenbergs »Schattenbilder«, kleine biographische Porträts, die hohe Auflagen hatten und ursprünglich Texte für Theatermatineen im Düsseldorfer Schauspielhaus waren, der Autor arbeitete bei Louise Dumont als Dramaturg; als ich Dramaturg in Krefeld wurde, lud Eulenbergs Witwe ein zu einem Vortrag über den vergessenen Dramatiker, es sprach ein Theaterwissenschaftler aus der inzwischen gegründeten DDR ...

Ich schmierte meine Meinung in Eulenbergs Dialoge, als Hitler seinen Vertrag in einem Wald bei Paris unterzeichnete und zu unterzeichnen befahl. Die Verträge jener Jahre sind längst ungültig, ich aber schmiere heute noch in jedes Buch, das mir vor die Nase kommt.

Es gibt Bücher, in die ich nun zum dritten, vierten Mal hineinsudele. Ich korrigiere mein Gepinntes von vorgestern, und da entsteht ein belebender Dialog mit dem, der ich war; manchmal quatscht auch jener mit, der ich einmal sein möchte. Was war mir mit zwanzig wichtig! was überlas ich mit dreißig! Die Bücher werden dreidimensionale Personen, sie wenden sich, drehen den Kopf, geben mir Fußstritte. Das Buch als Partner, es gibt sich erst über Jahre des Schmierens zu erkennen. Dauerhafte Freundschaften entstehen, mit Matthias Claudius und seinem Sohn Johannes zum Beispiel.

Mich kräftigt das Bücherbeschmieren über Jahrzehnte. Vielleicht habe ich damals eine geringe Menge Wissen gelernt, dafür aber lebe ich mit jedem Buch wie mit einem lebendigen Menschen.

Der erste Buchhändler, dessen Gesicht sich mir einprägte, hieß Baader. Seine Augen habe ich als zwei Glühkohlen vor mir, der Kopf war leicht vorgeneigt, die Gestalt

erschien mir groß. Er sprach mit sanfter Priesterstimme die Erlaubnis aus, daß ich bei der Garderobe arbeiten und dafür ohne Eintritt die von seiner Buchhandlung in unserer Schulaula veranstalteten Dichterlesungen besuchen *durfte*. Ein Chef!

Die Mäntel flogen an die Haken. Es belebte mich, Kunden zu bedienen, im Dienstleistungsgewerbe für Poesie tätig sein zu dürfen.

Zwei oder drei Autoren hörte ich. In Erinnerung habe ich nur Hans Carossa, weil ich mich wegen eines längeren Gedichts über Mütter oder Mutterschaft ärgerte und mich wunderte, dem gleichen Autor bei Tagebuchnotizen aus Rumänien, vom Ersten Weltkrieg, gut zuhören zu können.

Widersprüche, mit denen ich als kleiner Junge nur schwer zurechtgekommen war, wurden dem mittleren Gymnasiasten allmählich willkommenes Erfrischungsmittel.

Inzwischen habe ich selber viele Lesungen gemacht. Ein schweres Geschäft. Mütter meinen, einen Autor befragen zu müssen, welches Bilderbuch sie ihrer sechsjährigen Tochter zum Geburtstag schenken sollen; Bildungsbosse schreiben *zehn* Briefe wegen *einer* Lesung und schlafen sich während der Anwesenheit des Autors zuhause aus; mit einsamen Buchhändlern in Ostfriesland, Vorposten der Kultur, muß viel getrunken werden; in Buxtehude hält Winfrid Ziemann herzengescheite Einführungsreden; eine Journalistin ist auf Grund eines Mißverständnisses in Freising, sie wollte eigentlich ein anderes Buch vorgelesen haben; in Schlüchtern wollen 200 Menschen Bücher signiert bekommen, und der letzte Zug wartet nicht; im Hamburger Schiff ist jeder aufs Lachen aus; in Münsters Rüschaus jeder auf Tiefsinn.

Ich habe manche Sorte Buchhändler kennengelernt, vom Beamtentyp bis zum genialischen Trinker, aber keiner war so ein rechter Abt vom Kloster der heiligen Poeten

wie der alte Baader. Ihm war es gegeben, Schülern zu suggerieren, daß es eine Gnade war, bei ihm Garderobearbeiten leisten zu dürfen.

Welche Gefühle mag er den bei ihm lesenden Dichtern vermittelt haben? Hans Carossa ist lange tot, und Garderobe wird vor Lesungen nicht mehr abgegeben, eine weitere bescheidene Geste des Fortschritts – also die ganze Situation ist nicht mehr nachzuprüfen.

Man wird mir meinen Bericht nicht einmal mehr glauben; und dabei lerne ich, die matte Realität des Gegebenen gelassen hinzunehmen und der dauernden Wirklichkeit meiner Phantasie zu trauen.

Daß Theater ein Beruf sein kann

Theater lernte ich in den Kammerspielen im ehemaligen adeligen Damenstift kennen. Knapp zweihundert Plätze. Plüsch. Lüster. Es wurde ein Märchen gespielt. Rotkäppchen. Hänsel und Gretel. Ein Titelmärchen, wie man sagt. Ich habe keine Erinnerung an das Stück.

Deutlich spüre ich den intimen Raum. Da wurde meine andauernde Liebe für Zimmer-Theater begründet. Sie wird weiter meinem Wesen entsprechen und aktueller werden für die qualifizierte Minderheit der Radikal-Subjektiven, gerade angesichts immer größerer Musik- und Polit- und Mehrzweckhallen, auch angesichts immer grausamerer Isolationsfolter vor den Bildschirmen.

Im Kammerspieltheater erlebte ich ein dramaturgisches Element, dessen Wert ich erst Jahre später, bei der Lektüre von Hitchcocks Suspense-Theorien, begriff: es war ein riesiger Bullerofen. Er ragte links neben der Bühne vom Boden bis zur Decke, wurde vor der Aufführung und in der Pause mit Koks versorgt. Oder mit Briketts?

Der Ofen wärmte und die Flammen bewegten sich wie ein permanentes kleines Schlagzeug. Der Ofen strömte

Gemütlichkeit aus – und Spannung. Ob sich die Eisenklappe einmal öffnete und heiße Lava herausströmte – wer wußte das denn?

Von meinem ersten Theaterbesuch erinnere ich mich nur – an den dramatischen Ofen.

In der zweiten Aufführung, *Peterchens Mondfahrt* in einem großen Theater, erzählte meine Mutter, hätte mir der Maikäfer besonders gefallen. Ich sei kaum am Platz zu halten gewesen, so sehr hätte ich gejubelt. Von diesem Erlebnis weiß ich nichts mehr. Zur freiwilligen Selbstkontrolle habe ich vor kurzem eine Neuinszenierung von *Peterchens Mondfahrt* besucht – beim Theater wird in Wellen alles wieder Mode – es kam mir vor, als hätte ich dieses Stück nie gesehen.

Vom dritten Theaterbesuch habe ich dafür gleich zwei Erinnerungen. Es war eine Schüleraufführung. *Hermannsschlacht* von Christian Dietrich Grabbe. Stadttheater. Großes Haus vor der Ausbombung. Daß der Germanenfürst zu seiner Frau Neldchen sagte, fand ich albern, aber daß die Teutoburger Waldler würfelten und sofften, machte mich – die edlen Portraits von den Zeichnungen der Kriegsberichterstatter gewohnt, die in Serien unters Volk geworfen wurden – stutzig. Grabbes Germanen erinnerten mich an die besoffenen, gröhlenden Proleten in Münsters altem Ganovenviertel; heute Studentengegend. Und morgen?

Die zweite Erinnerung an jene *Hermannsschlacht* betrifft Drehbühne und Statisterie. Gegenläufig zur Bewegung der Bodenscheibe mit schwindenden und hervorkommenden Dekorationsaspekten marschierten immer wieder zwischen den wechselnden Bildern – sechs Römer. Sollten sie sich – natürlich mit Musik – auf unser westfälisches Germanien zubewegen? Es war nicht nur die technische Hilflosigkeit der Regie, die mich störte; darüber konnte jeder Junge, der im Zeitalter des Volkswagens aufwuchs, lachen.

Mir nahm diese Verächtlichmachung des Gegners die Spannung aus dem Stück. Wer sich auf mickrige Gegner einläßt, wird selber mickrig. Wer seine Gegner mickrig darstellt, macht sich selbst mickrig.

Erst Jahre später, als ich Grabbes große Schlußszene neu entdeckte, der Ort ist Rom, dort kommt zu gleicher Stunde die Meldung vom Selbstmord des Generals Varus, der die Schlacht im Teutoburger Wald verlor – *und* die Nachricht von einem aufsässigen Knaben, der in Jerusalem, römisches Besatzungsgebiet wie Westfalen, die Händler aus dem Tempel getrieben hat. Spätestens da merkte ich, daß die Schüler jener Grabbe-Aufführung im münsterschen Stadttheater nicht nur einer ästhetischen und organisatorischen Fehlleistung ausgesetzt wurden, auch geistiger Armut und politischer Doktrin.

Daß die – auf neue Weise verumumt – andauert, beweist mir, daß Grabbes Stück *Hannibal* heute nicht gespielt wird: es ist nach meiner Kenntnis das einzige deutsche Drama, in dem die Wirkung der Wirtschaft auf Propaganda und vor allem auf die sich stolz und eigenständig fühlenden Militärpersonen schlüssig, spannend und nicht unkomisch dargestellt wird; und das am Beispiel von Rom und Karthago, was in Afrika lag, und uns Heutige nicht tangieren mußte ...

Der Schauspieler Dietrich Hollinderbäumer, ein ungemein phantasievoller Mensch, weigerte sich einmal, einem Journalisten zu sagen, warum er zum Theater gegangen sei. Hollinderbäumer wird seine Gründe gehabt haben, zumal er im Land Strindbergs aufwuchs. Meine Gründe zum Theater zu gehen, waren Haß gegen die Texte der Verwandten, derer, die sich als normale Leute bezeichneten, sie kamen mir unehrlich vor; waren Liebe für erfundene Texte auf der Bühne – diejenigen, die sie sprachen und sangen, erschienen mir als ehrliche Leute. Mich faszinierten Wahrheit und ihre Schönheit, auch die Verwandlungen und daß jede Szene eine Möglichkeit ist und nicht mehr.

Es kommt leider vor, merkte ich erst kürzlich, daß die Phantasie städtischer Mimen und Dramaturgen geringer sein kann als die ortsansässiger freier Kaufleute – die leider keine Theater auf den Märkten gründen. Schade. Hat Aktualitätsstress so in Bann geschlagen, daß man Theater als außergegeschichtliche Gegenwelt nicht mehr zu brauchen meint? Bald brannte das ehemalige adelige Damenstift, in dem ich Theater lernte.

Vorsprechen

So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!
Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst
vergebens ...
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt – ...
Bald ist's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt –
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Handvoll leichten Staubs. – So geht
Der Mensch zu Ende – und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und die herzliche Verachtung alles dessen,
was uns erhaben schien und wünschenswert –

Diesen Text läßt Schiller den sterbenden Feldherrn Talbot denken und sprechen in der sechsten Szene des dritten Aufzugs der *Jungfrau von Orleans*.

Ich trug grünliche Knickerbocker und war sechzehn Jahre alt, als ich die echten Vermiestheits-Verse vorsprach – aus einer Tragödie, die eine romantische genannt wird.

Daß die Bäche des Blutes hinströmen sollten, dazu hatte sich das deutsche Volk mit seiner Führung mehrheitlich verabredet; allerdings ohne sich mit schillerscher Sprachlust dazu zu bekennen. Auch daß letztlich der Unsinn siegen würde, war bei keiner Schulfeier deutlich gesagt worden. Im Gegenteil, da wurde von ewigen Werten gesprochen, vom Großen und Würdigen; wir sangen – wengleich es so nicht im Textbuch stand und von Hitlerjugendführern korrigiert wurde – davon, daß uns heute Deutschland *gehört* und morgen die ganze Welt – der national eingeschätzte Dichter Schiller läßt hier eine ältere, offensichtlich welterfahrene Militärperson sagen: dem Narrenkönig *gehört* die Welt. Was würde Adolf Hitler dazu denken, unser Vorbild?

Dann hat mich, zwei, drei Jahre vorm Fall der neuen US-Bomben auf Japan, ein Wort fasziniert, das im täglichen Gebrauch nicht vorkam, aus der Wissenschaft und aus dem alten Theaterstück jedoch strahlend grüßte: Atome.

Und: daß eine Verachtung *herzlich* sein könnte, beschäftigte den Schuljungen.

Das Nichts, welches bald schon eine Modevokabel werden sollte, hatte damals im Krieg weniger Reiz als die Vorstellung, das man alles, was einem erhaben und wünschenswert schien, eines Tages *verachten* könnte.

Mein Jahrgang war 1933 zur Schule gekommen und seitdem angehalten worden, an feste unverrückbare Werte eines mindestens Tausendjährigen Reichs zu glauben, sie für wünschenswert zu halten.

Vielleicht wollte ich, als ich zu Eugen Wallrath, einem Schauspiellehrer, zum Vorsprechen ging, nicht nur Darsteller werden, sondern auch einer fremden Person – wie

einen Geheimcode – meine Entdeckungen vom Nichts, von Atomen und herzlicher Verachtung mitteilen, in Hoffnung auf ein vertrauliches Signal aus dieser ganz anders schwingenden Welt des Theaters. Ist die Bühne nicht eine geheimnisvolle Insel, wo Verschwörer vor allen Leuten! intrigieren? Sich entblößen – und keiner kann ihrer habhaft werden? Auf welcher seltsamen Weise schützen uns Rampe und Licht?

Der Mann, den ich als Teil einer metaphysischen Verschwörung gegen die kauende, kämpfende, kackende Welt mit hoffender Erregtheit anging, erlebte, das wurde mir aber erst zwei Jahre später klar, nur eins: er saß in einem bürgerlichen Armstuhl und sah auf meinen jugendlichen Hintern.

Der Prüfer hatte sich in den Prüfling verliebt, ein altes Lustspielthema.

Nach einigen Schüleraufführungen hatte ich mich in einem heute mir kaum mehr vorstellbaren Zwiespalt befunden: wollte ich ein Dichter oder ein Theatermensch werden? Spätpubertäre Geist- und Körperphase. Mein Freund Dieter hatte mir das Vorsprechen beim Spielleiter und Empedoklesdarsteller Wallrath vermittelt:

O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt!

Wer Hölderlin von der Kammerspielbühne unseres Stadttheaters Vers für Vers sprechen konnte, sollte gerade recht sein. Abgelehnt zu werden, war eine strenge, selbstkritische zweite Hoffnung. Dieter, ein Jahr älter, und schon väterlich, hatte für das Vorsprechen mit mir geübt. Der Text des sterbenden Talbot gefiel uns beiden. Nachdem ich meinen Schiller mit gut einstudierten knappen, aber großen Gesten vorgetragen hatte, bekam ich ein ausdrucksloses, gekonntes Schauspielernicken zurück. Es erschreckte den Knaben mit dem offenen Herzen, der doch auch als Bekenner gekommen war. Später habe ich bei Politikern, Krankenschwestern, Produzenten, Karrierefrauen das gleiche Nicken wiedergefunden

und konnte von Mal zu Mal dabei besser lächeln lernen.
Damals vereiste es mich.

Hast du noch etwas, mein Junge? fragte der Prüfer. Ja, antwortete ich, *Prinz von Homburg*. Gut, strahlte Wallrath, er hoffte gewiß auf jugendlicheren Text und Ausdruck. Ich begann:

*Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich! von zwei Spannen
Diesseits der Erde nach zwei Spannen drunter.
Ich will auf halbem Weg mich niederlassen!
Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf dem Leib
Und übermorgen liegts bei seiner Ferse.
Zwar eine Sonne, sagt man, scheint dort auch,
Und über bunt're Felder noch als hier:
Ich glaub's; nur schade, daß das Auge modert,
das diese Herrlichkeit erblicken soll.*

Beim ersten Text hatte ich am Boden gelegen. Den Kleist sprach ich, auf Anweisung von Dieter, in kerzengerader Haltung – nur beim *Ich glaub's!* riß ich einmal beide Arme hoch und ließ sie mit den folgenden eineinhalb Zeilen sehr langsam sinken.

Bin ich wirklich begabt? fragte ich Wallrath.

Sehr! sagte er.

Dann *muß* ich also zum Theater? fragte ich, eher schicksalsdüster als berufsfroh.

Die Frage wird den Theatermann irritiert haben, er bat um ein weiteres Vorsprechstück.

Ich konnte etwas bieten, das der erfahrene Regisseur und Schauspieler, dieser flinke Berliner in Münster, noch nie gehört hatte, und es stammte von einem Autor, dessen Werke jeder Gebildete zu kennen glaubt. Im Antiquariat bei Papa Braun, kurz hinter der schönen Gaststätte Kiepenkerl, hatte ich ein zehnkaktiges Stück von Ibsen entdeckt: *Kaiser und Galiläer*. Daraus lernte ich mit Dieter die große Rede des Christenverfolgers Kaiser Julian: Die

alte Schönheit ist nicht länger schön, und die neue Wahrheit ist nicht länger wahr.

Wallrath war begeistert, er wollte Ibsen neu lesen. Er hatte sich in den Knaben verliebt. Und aus so einer hübschen Laune entstand meine vierzigjährige Theatertätigkeit an *braven regulären* Häusern dieses Landes!

In vielen Jahren nach dem Kriege, bei allen Vorsprechen habe ich immer wieder den Spielleitern, Dramaturgen und Intendanten die große Rede des Kaiser Julian hingedonnert: jedesmal ein Überraschungserfolg und eine Bildungsdepression. Schließlich machte ich eine Strichfassung, als ich Regisseur geworden war, doch keinen Intendanten konnte ich von diesem Stück zwischen Blutzügen, ichsüchtigen Weisheitslehrern, mystischem Hokuspokus und Religion überzeugen, auch später, selbst Theaterleiter, gelang es mir nicht, meine Dramaturgen und Schauspieler für das Ibsenstück zu gewinnen. Vor wenigen Wochen, als ich schon dabei saß, diese Geschichten aufzuschreiben, las ich in der Süddeutschen Zeitung eine hymnische Kritik über eine Aufführung von *Kaiser und Galiläer* in Norwegen – dort hat man *jetzt* den Mut gehabt, das größte Stück des großen nordischen Dichters neu herauszubringen, nach Jahrzehnten.

Das Todesthema war nicht nur Ergebnis der Kriegszeit. *Sag mir, wenn ich sterben muß* hieß eins meiner wenigen Fernsehdrehbücher, *sterben üben – was sonst* ein Bändchen mit Aphorismen. Den *Homburg* habe ich mehrmals gespielt und inszeniert.

Die *Jungfrau von Orleans* ist mir jedoch in über vierzig Jahren nie wieder im Spielplan begegnet – oder hab ich sie dort, wo sie gelegentlich aufgeführt wurde, unbewußt gemieden?

Kürzlich ergab es sich beim Sommerfest eines Literaturredakteurs, daß ich animiert wurde, meine liebsten Verszeilen am Weintisch aufzusagen, vorzusprechen.

Als keiner der anwesenden Achtundsechziger beim Vor-

trag der Zeilen vom Derwisch, dem das Leben eine Reise ist – auf den Autor Kleist kam, empfahl der Gastgeber, ich solle für den Rest meiner Tage Vortragsreisen machen unter dem Titel *Erinnerungen an eine Sprache*. Aber ohne Hoffnung kann man nicht *vorsprechen...* oder?

Aus Fuß für Fuß.
700 Manteltaschen-Notizen (1993)

Teil 1: Bayern

2. Keine Koffer tragen, keine Taschen. Sich üben im Nichts-mehr-Mitnehmen. Täglich. Bis die Steine leuchten und sprechen. Oder ein niederbayerisch-mosaischer Dornbusch vielleicht?

10. Winterweg: die Lider freigeheult im Wind. Alle die eiteln Pauspläne von Schneeflächen zerblitzt, zerhäcksel; verdampft alle Tränen. Überstrichen, was gedankenfarben. Weiße Feuer waschen die Wimpern.

13. Am Waldrand leuchten vornehm-grau und verwandt mit braunen Altersflecken: die Riesenschirmlinge. Grüße Euch, Ihr Parasole!

73. Ich übe mich, immer leicht-fertiger zu werden, damit ich nun bald auch mit dem Sterben leichter fertig werde.

78. Caspar Clans Zentralnotiz: »Sein Halt ist eben, nichts zu halten.«

97. Landauer Häuser am Hang. Märzlicht. Da stehen sie leimgelb verwintert, riskieren ein Lächeln; Dächer, noch

feucht von der Schmelze, blitzen: warum singt denn keiner ein Frühlingslied?

101. Politisch, doch einmal. Über 60% der Bundestagsabgeordneten seien Beamte oder Angestellte im Öffentlichen Dienst. Ihr Denken wurde also von der kameralistischen Buchführung – ohne Ausgaben mit den Einnahmen in Beziehung zu setzen – geschult. Die besten werden in dieser nichtkombinatorischen Denkweise besonders tüchtig sein. Diese kameralistischen Parlamentarier, die nichts von kaufmännischer Buchführung verstehen und dem daraus erwachsenden Denken – Ausgaben zu den Einnahmen in Beziehung zu setzen – ausgerechnet sie: setzen sich für die Marktwirtschaft ein. Selbst wenn sie guten Willens sind: Sie können sie einfach nicht.

103. Wenn ein Clown Zirkusdirektor wird, gelingt ihm die Grimasse, mit der er berühmt wurde, nur noch einmal: beim Demissionieren.

116. Wer einmal schreibt, lebt bereits mehrfach.

130. Zu Besuch ein Erfolgsautor. Warum wurde er so eine liebenswerte unglückliche Gestalt? Er war zu weltbe-flissen, hat zu wenige Texte weggeworfen und sich dabei selbst verloren.

144. Meine Frau hat an einem Faschingsdienstag vor Jahren unser Grab in Untergünzkofen gekauft. Aber: Nein, ich will kein schönes Grab. Oder sollte man, aus dem Wissen heraus, nichts weiter als eine »heranwachsende Leiche« zu sein, gelegentlich – vielleicht mit den entsprechenden netten Nachbarn – Probe liegen? Wäre das ein realistisches Leben für christliche Wähler?

163. Draufgänger gehen drauf.

183. Einmal war ich in der *Tiefe* der Zeit: in der russischen Kriegsgefangenschaft 1945. – Einmal war ich auf der *Höhe* der Zeit: als ich die Idee hatte, in Castrop-Rauxel Theaterdirektor zu werden, 1968. – Einmal wird beides unwichtig sein: wenn ich in Untergünzkofen zur letzten Ruhe gebettet werde.

189. Der Tag tropft über die Nacht. Weit die Hochebenen meines Wachtraums. Ich sitze und warte. Nicht mehr aus Angst an Karrierefrühstücks verraten, oder Pflichtlektüren vor den Konferenzen und Betriebsversammlungen. Diese schöne späte Nacht überschäumt glanzvoll die eckigen Bewegungen der gedrillten Zahnbürstenarme.

193. Einen Preis möchte ich stiften: für unaufwendiges Leben und eine entsprechend unaufwendige Literatur.

194. Manche vertun sich in lauter Taten.

207. Huckepackverse zum Mitnehmen: »Hinter unentdeckten Landadressen / wohnen, im Vergessen.«

210. Bei Gerhart Hauptmann gefunden: »Nulla dies sine linea.« (Kein Tag ohne eine Zeile)

212. Jedes Jahr wieder Verse pflanzen, bestäuben, ausgießen, ernten, versuppen und schlürfen. Jedes Jahr Verse wie Tomaten. Nicht mehr und nicht weniger rot. Was ist die akademische Listenunsterblichkeit gegen wiederholte Tomatentaten, Jahr um Jahr, mal besser mal schlechter, Regen knickt, Regen hilft ... jedes Jahr neue Verse, bis zum Auslöffeln.

219. Eine Meinung aufdrängen ist Gewalttätigkeit und sollte bestraft werden; vielleicht im Gegenzug behutsame Freisprüche leisten.

222. »Meine Sachen haben das Malheur, daß sie immer für kleine Proben betrachtet werden, während sie leider bereits das sind, was ich überhaupt zu leisten imstande bin«, schrieb Peter Altenberg in einem frühen Brief an Arthur Schnitzler. – Hallo, Ihr lieben Österreicher, gleich hinter Passau! Ich grüße!

242. Die Spitze eines Grashalms. Bei geduldigem Liegen und Schauen erkenne ich, daß sie den ganzen Himmel trägt.

247. Berühmt werden: ist immer ein Ergebnis der Ungenauigkeit der anderen. Ist keiner von uns vor sich selbst wenn er ehrlich in den Spiegel schaut, intelligent genug, um dafür berühmt zu werden?

256. Verse sind nicht für oder gegen. Verse sind. Und wer voll in ihnen ist, kann nicht in der Verwaltung sein, oder bei irgendeinem Kanzler, in der Ausgabekontrolle oder im Fernsehgeschäft. Weil: Verse fordern den ganzen Menschen; ohne Urlaub zu genehmigen.

272. Richtig, Frau Nachbarin, ich muß es gestehen, diesen Fremdenhaß hatte ich schon immer: wenn die Polizei kommt, wechsele ich automatisch auf die andere Straßenseite; vor Bundeswehrsoldaten schließ ich mich zwischen Bremen und Osnabrück ins Intercityklo ein; wenn der Kanzler auf dem Bildschirm erscheint, pruste ich mit Tante Elli in Bad Kreuznach gegen die Scheibe; – wie bitte, Frau Nachbarin – natürlich meiden mich die Leute auch wie einen Fremden: weil ich Krebs habe, und Diabetes, und schon so alt bin, das lassen mich viele junge Verkäuferinnen in Dingolfing spüren – ach, unser Zaun wackelt, ich leg mich wieder hin und singe. Alles Gute, Frau Nachbarin.

276. Schlechtere Verse sind immer wertvoller und wichtiger als bessere Meinungen; Verse sind ehrlich haltlos.

298. Tag für Tag, Jahr um Jahr: Verse kotzen, kübeln, kneten. Und trotzdem nie gewiß sein, ob ich das wirklich selbst mache.

304. Anfang der fünfziger Jahre war ich zum erstenmal in Niederbayern. Dem Dichter Günter Eich hatte ich ein paar Verse geschickt. Er lud mich ein. Dann empfahl er mich bei dem Verlag Eremiten Presse und bei der *Gruppe 47*. An jenem ersten niederbayerischen Tag nahm mich Eich zu einer Autofahrt nach Burghausen mit. Abends entdeckte ich auf seiner Fensterbank viele kleine Zettel mit Wörtern. Ich fragte. – »Wörter im Radio, in Zeitungen, die ich zwar kenne, von denen ich aber das Gefühl habe: Die hast du noch nie aufgeschrieben – werden auf diese Zettel notiert«, sagte Eich. Von solcher Arbeit war ich damals beeindruckt wie vom chinesischen Grinsen des Poeten. Später kam ich darauf, daß der Mann die »Wortschatzerweiterungsübungen« aus der Schule ins Erwachsenenleben gerettet hatte. – Jetzt gehe ich Zettel im Hause verteilen. Entschuldigen Sie mich bitte.

337. Wer lange genug lebt, sagt auch »Ja« zum »Nein«.

Teil 2: Westfalen

16. Eben einen Kompaß gekauft: um Richtungen zu vermeiden.

46. Wörter versammeln, um ganze Sätze endlich, endlich, zu verhindern: Fischkönige; Sitzriesen; Kottenkönige; Wichtelwiese; Urmütterchen; Zeitmeister; Affenengel; Kontenkaiser; Sterntaler; Lastenentlister; Weltwen-

dehålse; Lyrikerseilschaft; Wuchtbrumme; die Schnabeltasse der bunten Krebsvögel gehört mir; Volkssport Abfahrtslauf der Damen; Memoriermurmeln; Matratzengruft in Dur.

71. Bei Regensburg lasen gestern drei lustige Diogenes-Dichter. Währenddessen schweiften meine Blicke über vier Regale mit gleichförmigen Beschriftungen, die eine Linie bilden: *Jura – Politik – Soziologie – Frauen*. – Da würde ich auf Beleidigung klagen; wenn ich Frau wäre.

80. Aus einem Zufallsbuch gerissen: »Weiß der Deutscher.« (Arno Schmidt) – Weiß der Promenadler? Kaum. Fehlt ihm, dem kreisenden Fußgeher, das Absolute des Deutschen wie des Teufels.

107. Literaturbüro: Büroklammern ellipsoid verbiegen und so die Dichtung ehren, das Volk und die eiserne Ration Sprache. Ich nehme Notküchen ernst.

121. Diese absolut Schöne: zu Fahrrad entschwindet sie in die Frauenstraße. Glück für mich Impotenten.

139. Meine Schritte, meine Notizen – haben keine Digitalqualität, kommen nicht per Satellit, sind nicht bei der Industriegewerkschaft Medien organisierbar. Meine Verse, meine Schritte – haben Körpergeruch, Pausen ohne Mehrwert und eine Nase.

166. Wortpocken. Was protzen Sie noch auf meinem schrundigen Herzen.

231. Welche Schriftzeichen fliegen die Möwen am Aasee für die vielen wartenden, auf Schiffe wartenden Tamilen?

232. Wovon es zu träumen lohnt; vom Volleyball der Chinesinnen.

243. Diese Notiz birgt meine größte menschliche Reife. Das Einspannen des Blattes in die Maschine, das Tippen dieser Zeilen, inklusive Hin- und Herfahren des Transports geschieht, während eine Stubenfliege regungslos auf meinem linken Handrücken sitzen bleibt.

Aus *Rote Vogelschwärme* (1994)

Gehversuche

Es ist Zeit, nicht bloß an den Tod zu denken, sondern davon zu reden.
Max Frisch, Montauk 1975

Beherrscht dich, Junge!
Elternanweisung

Wieder die Angst.
Ich fresse nix. Ich trinke nix. Greif aber noch nicht zum altgewohnten Whisky. Liege da. Reglos. Lümmele mich faul ins Bett. Genuß am Kranksein, am Leiden, auch am Sterbenmüssen – breitet sich in mir aus.
Verfaulen, Stinken. Sich in die Unsterblichkeit furzen. Nichts mehr zurückhalten. Tod aller Disziplin. Sich nicht mehr anhalten, einschränken. Bundesnachrichtendienst – gibt es den?
Die Krebsstarre, die rauhe, so fühlbare Metastasenkruste – zum Wackelpudding werden lassen. Lustschwabbeln für Kinder-Clowns. Voll es aus der Hirnanhangdrüse herunterströmen lassen.
Wie ein Rausch könnte das werden, ein Schwall. Nelkenduft von Old spice zum Odelgestank der Silos garnieren. Duftscheifen legen.

Ohne die Parfümerie zu befragen.

Plötzlich, ohne meßbare Regulierung, plötzlich – *weg die Angst.*

Weich geworden. Kaputtgemacht. Zerduftet. Im Bett. Immer noch im Bett.

Nach dieser Strapaze, diesem Kampf, den der amerikanische Präsident nie zu schätzen lernen wird, auch der Edzard von Mercedes kaum, leg ich mich mit dem Gesicht zum Radio. Mozart, weil heute das Mozartjahr ist und seine Musik immer ertönt.

Beim letzten Angstanfall wurde ich fähig zum ersten Gehversuch. Um die neue Pinakothek herum wollte ich es schaffen. Eine Journalistin, die über Geistesheilerinnen und skurrile Engländerinnen schreibt, kam zufällig vorbei, ich hakte bei ihr ein, energischer als es die Presse verträgt, und wir gingen, hockten auf drei Bänken und langten im Appartement heil an. Ich habe es geschafft. Damals. Vor Monaten. Soll ich heute – auch aufstehen?

Ich bin aufgestanden. Einen Weg habe ich gemacht, mit ein paar Schritten, quer durch den Garten, die angelegten Wege kreuzend, diese alten Regulierstränge, ich habe mich in die aufgehende Wintersonne gestellt und die Arme siebenmal nach hinten, siebenmal nach vorn geschwungen. Der Ansatz zu einer Kniebeuge, einmal rechts am Knie, einmal links am Knie gestützt. Niesen. In die Sonne gucken und niesen war mein Allheilmittel auch in den früheren, tüchtigen Jahren, als ich noch anders krank war als heute. Die Hände einfach mal in den Schoß legen, das wär doch schon was, sagte gestern im Österreichischen Fernsehen der Philosoph Ulrich Horstmann. Er sagte es zum umtriebigen, ach so gutwilligen Robert Jungk. Ich lasse, ganz im Sinne von Horstmann, die Gedanken an ihn nicht *im Schoß*, sondern hier draußen im schönen Winterlicht verschwinden. Dicke Vögel nehmen sie mit beim Aufschwingen des ganzen Pulks, graue Köpfe, graue Schwänze und kas-

tanienbraun in der Mitte. Wacholderdrosseln vielleicht. Nein, nein, nein, im immer bereitliegenden Buch *Vögel unserer Heimat* gucke ich nicht nach, das laß ich liegen, neben den Erinnerungen von Klaus Mann, halbgelesen, neben der vom alten Freund Staudinger lieb zugesandten de-Sade-Biographie.

Obwohl: sie zu lesen hätte für den immer impotenter (und dabei heiterer, bitte schön) werdenden Krebsler einen gewissen, späten Reiz. Noch zu *viel* Reiz, meine ich, und leg den de Sade zu den Vögeln in der Heimat.

Gehen und Atmen und das Weglegen von zwei Büchern ermüden mich heute morgen. Hat der Krebsler sich heute nacht wieder in mir dicker gefressen, mir das Mark ausgesogen, den Herzmuskel zum Flattern gebracht wie eine von Schüssen aufgeschreckte Wacholderdrossel?

Jetzt steh ich im Zimmer am Fenster und blicke erschöpft auf den Garten, den ich eben durchwandert habe. Ein kleiner Kernbeißer haut auf die Fensterbank. Es schmeckt ihm. Das Leben schmeckt ihm so gut, daß er mich überhaupt nicht bemerkt, eine Fensterscheibe nah neben ihm.

Ich könnte eine Vitamintablette in kaltem Wasser auflösen. *Multi Bionta*. Nützt nichts, hat der Apotheker in Castrop-Rauxel gesagt. *Esperitox* ist wirksamer, gegen Grippe, auch gegen Zahnfleischbluten. Auch gegen meine Mattigkeit?

Der Linus Pauling, hat der Urologe in München gelacht, ha, der war auch schon senil, als er Krebsler mit starken Dosen von Vitamin C heilen wollte, dieser Friedensfürst, ha!

Ich will heute morgen nicht geheilt werden. Wenn ich nur nicht so schwach wäre! Etwas mehr Lust! das würde mir Heilung genug sein. Diese schweren Beine. Das Hirn zugekleistert. Warte ich auf die Post wie auf eine Erlösung? Soll ich liebe Menschen anrufen, die mir abends so viel Mut zusprechen? Im Moment geht es um

den neuen Tag. Die Luft ist klar, Eichendorff riete zum Wandern, fällt mir ein.

Und ich mach mich auf. Wintermantel. Dicker Schal. Wollmütze, gestrickt von der guten Muddel Schönborn in Griesbach.

Dazu gefütterte Gummistiefel. Wohin? In die Kiesgrube, wo die Sonne, geschützt von hohen Hängen, auf den Boden prallt?

Nein, zu negativ dieser Großraum. Krimiszenario. Hinrichtungsszenario.

Besser mit Energie den Hügel hinauf und dann oben am Waldrand entlang, wo ich früher mit Mutter ging.

Sie starb an Krebs. Stocken.

Auch dieser Weg zu belastet, zu schwer für den, der das positive Denken sucht.

Als ob der Gedanke an Mutter verborgene Kräfte wachriefe, bemerke ich stärkere Atemzüge in mir, stehe schon an der Flurgarderobe. Einen Stich rechts unten, wo der Krebs sitzt, sitzen soll, wehre ich ab, diese erneute Schwäche, greife Mantel und Schal, Mütze und Stock, und schon die Tür geöffnet, ich habe das Gefühl, schneller zu werden, mutiger, fröhlicher auszusprechen.

Wie vorgestern auch. Wie vor drei Monaten im Alpenvorland am Gebirgsbach neben der Veramedklinik, als ich die zweiten Gehversuche wagte.

Ja, und nun diese Schritte, schnaufend, zweimal kurz *einatmend*, fünfschrittig ruhig *ausatmend*, ein Rest aus der Lehre einer Thaijüngerin. Das Schattenboxen werde ich nie lernen. Zu viel Ballett. Aber unregelmäßig zum Schreiten atmen, das ist *mein* mir passender chinesischer Rettungsstrang.

Jede Erinnerung an Marschtakthärte vermeiden. Es wird ein unsichtbares Seil spürbar, an dem ich entlanghängele, zum Hügel hin, oben zum Sonnenweg. Dort angekommen, werde ich gewiß die Kraft haben, mit Mutter zu sprechen: über die Klinik, wo sie sich operieren ließ; wie

wir Kinder spät erst bemerkten, daß ihr Krebs ausbrach, als sie Jahrzehnte nach dem Kriege und nach letzten Forschungsgesprächen beim Roten Kreuz in München ihren *Dienstgrad Unteroffizier* für tot erklären ließ. Fast dreißig Jahre hatte die Frau auf die Heimkehr ihres Mannes aus Rußland gewartet. Als sie das Warten aufgab, kam der Krebs.

Heute, wenn der Schnee unter meinen Schritten knarscht und die Sonne infernalisch vom Himmel lacht, werde ich wieder mit Mutter sprechen können, und dieses Gespräch, in der klaren Winterluft mittags gegen zwölf, wird nichts Geheimnisvolles haben. Natürlich hab ich meinen dicken Schal um, Mutter, ja, ich komm schon.

Eine Liebesgeschichte

Dichten, wie ich's verstehe,
heißt nicht schöne Worte,
heißt schönes Leben machen.
Peter Hille

Sie war zart gebaut und sprach badensisch. Seine Stimme klang hübsch rau, als ob er nicht krank wäre. Im Kellerbad der Privatklinik grölte er jeden Morgen zu immer länger geratenden Schwimmstrecken. Der Mann bekam längst keine Eier mehr und sang, daß es heute ins Maxim gehe ...

Als aus dem Gewimmel der vielen Patienten schließlich die Besondere mit dem zarten Körper und dem badenser Stimmklang in die Kellerhalle trat und Grüß Gott sagte, verstummte der Mann. Beide hatten schon genug Fernsehfilme mit solchen Szenen des Verstummens gesehen und wußten: nun fängt eine Liebesgeschichte an.

Mögen Sie auch die Gegenstromanlage? fragte er.
Sehr gern, antwortete sie.

Sie wechselten die Positionen. Der Strom brummte ein wenig.

Sind Sie auch in Haus Drei?

Nein, antwortete das Mädchen, ich bin in Zwei im zweiten Stock. Auch schön. Angenehm.

Ich muß zu jedem Bad üben Kiesweg. Aber macht nichts. Gute Luft stärkt das Immunsystem. Der Mann lachte. Er hatte den Witz gemacht, weil er hoffte, das Bademädchen damit zu stärken und für eine spätere Heirat fit zu machen.

Nach der Art ihres Krebses fragten sich die beiden nie. Auch kein Wort über den Schwarzwald.

Nach einer Woche hatten das Mädchen und der Mann das Gefühl, eine Affäre zu haben. Sie trafen sich jeden Tag.

Einmal überkam beide Liebende nach dreizehn Minuten im Wasser eine erschreckende Schwäche, und sie zogen sich auf ihr Klinik-Zimmer zurück.

Sie besuchten sich nicht. Sie telefonierten nicht. Nur das Treffen im Schwimmbad verband das Paar.

Nach Tagen fragte das Mädchen: Warum immer nur wir zwei?

Die anderen rauchen, antwortete der Mann abfällig.

Meine Nachbarinnen lassen sich diese blöden Weißmehlbrötchen aus dem Dorf kommen.

Vielleicht vertragen sie die Vollwertsachen nicht, meinte der Mann. Aber unsere Vollwertcroissants sind so weich...

Sie schaffen das, meine liebe Badenserin, lachte der Mann und schwamm, als wollte er einen heiligen Kreis zu magischer Kraft bringen, prustend um das Mädchen herum.

Schluß jetzt! belferte eine Stimme. In der Glastür zu den Ankleidekabinen stand ein dicker Flauschriese und winkte den Schwimmern freundlich zu. Muß abschließen, sagte er, tut mir leid.

Und er verschwand hinter der Sauna.

Als das Mädchen aus dem Becken kletterte, fiel ihr ein: Ach, wir haben vergessen, die Gegenstromanlage auszu-schalten.

Ich mach das schon, sagte der Mann und ging noch einmal ins Wasser. Die Schraube klemmte. Sie verlangte vom Kranken Kraft und Zeit. Als er in den Raum mit den Umkleidekabinen trat, war die Badenserin weg. Auf einer Holzbank stand ein blaues Fläschchen. *Wird auch von empfindlicher Haut vertragen*, las der Mann, *ein Balsam!* Er steckte es in die rechte Bademanteltasche zum Schlüssel.

Gleich nach seiner überraschenden Entlassung aus der Klinik wollte der Mann das Mädchen in seinem Zimmer erreichen. Nummer 33 nach der Vermittlungsziffer, hatte er notiert.

Keine Antwort.

Sie schwimmt jetzt schon längere Strecken, lachte der Mann.

Nach vier Tagen bekam er eine Verbindung zum Schwesternzimmer. Die Badenserin? sagte Zivi Nils, die Badenserin schwimmt jetzt im Wolkenmeer ...

Der Mann, durch eine Hormonbehandlung nach Schulmedizin unerotisch gespritzt, um den Krebs zu stoppen, entdeckte weinend eine Art von Liebe, von der er zwar gelesen, die er aber nie erlebt hatte. Bis er wieder schwimmen gehen konnte, verging eine ganze Weile. Zu einem trockenen badischen Wein griff er allerdings gleich nach dem Telefonat. Danach schlief er tief und gut, als ob er wohlbehütet sei; wie in einer Geschichte des Johann Peter Hebel – aus dem Badischen.

Diamant-Sutra

1

Dank euch, geliebte Wortstämme,
hölzerne Sätze, auf denen ich
so lange flößte.

Nun winkt das Ufer. Die Taue
von Rhythmen und Reimen
lös ich von euch,
ihr Fahrthelfer. Übersetzer,
trudelt ab!

Bis euch ein neuer Dichter für
sein Leben verbindet.

Bitte helft auch ihm,
Wortstämme, hölzerne Sätze
über das Lebenswasser zu fahren,
und auch er wird euch, wenn
die Zeit gekommen ist,
abtrudeln lassen am Leerufer.
Ahoi, ich springe!
(Für Daniel, nachdem er mir das Diamant-Sutra vorlas)

2

Nach
dem Sprung über die letzte Leerzeile:
fragen nach der Geschichte der Imagination?
fragen nach dem Bestehen auf
eigenen Bildern gegen die
von der Allgemeinheit verordneten?
Nach
dem entscheidenden Letztzeilensprung:
gilt keine noch so gut bezahlte Klugheit,
knarzend verflößt sich alle markige Geschichte:

die Balken im Auge donnern davon.

Hat sich im Sterben nicht immer schon
Erfahrung beschleunigt?
nicht erst seit Einführung der Sprung-
tabellen der JET-Information in den Hallen?

Die Schlußzeile,
Wortstamm, Satzhalt, auch kerniges Meterholz
abstoßen
– endlich Neuland!

3
Allerdings
schade drum, traurig auch,
dieser Abschied
von den Luftkissenfahrzeugen,
Maulbeerbaumtrommeln,
Spinnovationsnetzen,
Nebensatzserpentinaen,
von der treu stupsenden Streichelhand, deiner.

Dennoch
brachten nicht früher schon
einzig Wanderpokale
die kurz aufleuchtende Realität des Jenseits
ins herrschende Tagesgeschäft?

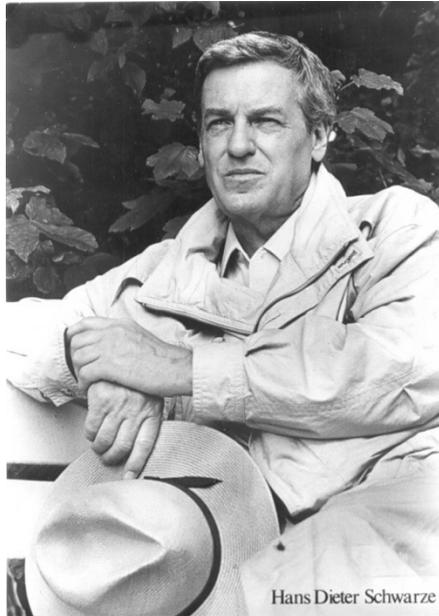
4
Könnst' ich denn sterben,
hätt' ich nicht Wörter wie Weizengras
in meinem mahlenden Mund?

5
Der Tod
doch wohl
der Rede Wendung
wert.

130

Krebskrank nach Hause entlassen

Es schneit.
Dürrenmatt stirbt.
Es schneit.
Fürst Thurn und Taxis stirbt.
Es schneit.
Mein Badewasser läuft über.
Es schneit.
Karitativer Kolonialismus.
Es schneit.
Die EG berät Preise Preise.
Es schneit.
Staatssekretär Spranger gibt
Kein Geld an Ostbeamte.
Es schneit.
Kommst du essen?
fragt Karin.
Ich folge ihr während
es schneit.
Beim Nachtsch teilt
Schwester Uschi telefonisch mit:
Kliniknachbar Richard
guckt uns jetzt von oben zu.
Es schneit.



1990er Jahre (Foto Claudia Jenke)

Aus dem Nachlass

Münster

1.

Mein liebes Münster hatte keine
Straßen für mich als ich jung war
Nur Trümmer Katholizismus und
Wichtige Ketten der Amtsträger

Mein liebes Münster kringelt heute
Dem sabbernden Taperer die Promenade
Zum Gehen Sitzen und mit Bäumen –

Um dahinter zu pinkeln
Diese fromme Baumbepflanzung

Nun ist es ach überflüssig die vier
Windrichtungen in die Nase zu kriegen
Sie tropft auf den Spazierstock
Der mich für diese schönen letzten
Wege aufrecht hält Lustig

Lustig winke ich dem schnaufenden Jogger.
Vorbei Vorbei ...

So viel Vernichtungsgewißheit
Die Sandalen glühen

Rühm mit mir die Gleichgültigkeit
Schlafsatt täglich
Um das Kissen zu streicheln
Welch eine Alterskarriere!

2.

Gütig schatten die Bäume
Schloßgartenhochnäsigkeit in den Kronen
Vom Generalfeldmarschall – von
Hindenburgplatz die entehrten Laute
Früherer Menschen

Die Musik der Auf-dem-Fuße-folge- Schritte
Sandiges Licht im Oktober
Die goldenen Türknäufe werden
Hintern Kanonengraben abgeschraubt
Ein paar mutwillige Radfahrer
Von kleineren Kindern
Als alte Scheißer beschimpft
Bald Winter was Oma?
Sie hüllt sich ins Kirchentagstuch

Golgatha seit gestern
Von der Stadtreinigung klar gemacht
Das fluppt und jetzt schon
Am Sonntag danach
Keinerlei Erinnerung mehr
So sauber der Berg

3.

Sich in jeder Diaspora stärken
Ein Schlüssel in Münster / Westfalen
Für das Appartement ebenerdig
Für die schwachen Beine bei Tagesausklang

4.

Mit niedrigen Diensten Stundenbezahlung
Seh ich diese harte Bundesrepublik
glasklar und schreite hindurch

5.

Für immer Abschied so bald?
Aber bitte doch unter Büchern
Auch wenn ihr längst wißt daß ich
nie mehr lesen werde!

6.

Kein Herbarium von Spitzfindigkeit mehr
Metaphern in die Massenworthaltung
Ruhe im Karton Sonst schnappt mich am Ende
Der Bundesnachrichtendienst doch

Die wesentlich genannten Worte einer Sprache
Ins Wasser plümsen lassen
Mit Wachholder zerkauen
Weg damit in die fünfte Abfallbeseitigungstonne

Mit den Fingernägeln nachts tätig sein
Und sich zu Tode wachsen

7.

Heimat?
Kam von so weit her
Daß mir nie
Die Idee eines
Zieles kommt

8.

Klein- Muffi das Stadtviertel
Kennen Sie nicht? Warum? Es gelang
Noch keinem Muffikanten
Dort die Musik von den Straßen zu küssen

Aber hörbar ist sie
Für mich seit über sechzig Jahren
Ihr schrecklichen Heimatforscher

9.

Früher die Krämerläden Hoffnung auf
Psalmentexte oder Antiquariate
Früher die Karussells auf dem Send
Oder versprochene Ufer die kühn machten
Früher die Währungsreform das Aufglänzen
der D-Mark --- bis zum Klingelbeutel
Heute der Magnetismus der Steine und
Das belebende Rauhe der Eichen
Heute Herr jeder Straßenecke und einen
Kompass um Richtungen zu *vermeiden*
Heute wohl Märsche von Leierkästen
In Toreinfahrten Himmelslicht finden

10.

Ganze Traversen aus Eisen
Bog das Gewitter über die Bahnhofstraße
Gestautes Schwarzgrau in den Augen
Zu breit die Autostrada der Großkopfen
Regenwolken hetzen dicke Manager
In zertetztem Schwarz zu Banketten
Derer die sich hassen
Die Präzision eines Fiebers über mir
In mir ein wabernder Spiegel in
Furcht erregender Unaufhörlichkeit
Weiß von kariösen Zähnen im Windspiel
Obszöne Pfützen von stinkendem Silber am Fuß
Drahtröllchen Zeitungen ein Erdwall am Bus
Zerbrochen das Trottoir wo Großmutter parlierte
Ist das Münster? Berlin?

Das nichtige Gewirr im gegönnten
Gewaltigen Sommer?

11.

Innenhöfe bauen um Kreuzwege zu verhindern
Alkoven bitte mit Mahagoni bitte
Nur eine Verschwendung von Zärtlichkeit
In den gestauten Schatten des warmherzigen
Gleichmuts die nie gelernten Instrumente
Tönen von herzerreißenden Melodien
Listig die Xylophone der Kinder verstimmte
Klaviere der guten Eltern und der Modegitarren
Töne versammeln in Innenhöfen um die
Bedeutenden Sinfonien den Domen und
Wüsteneien der Massen dem Sand zu überlassen

12.

Ein verwirrter Windstoß hat meine Einbahnstraße
Angefallen ich wurde neugierig auf Schlingpflanzen
Des Torlichts Gartenvisionen beleben
Hüpfend springend Wandschattengeflecht
Es fällt mir leicht GOTT zu definieren

13.

Meine Meisen schreien so lange bis
Ich Kraft gefunden habe aus ihrem Grellsein
Und das dösige Doppelbett-Erwachen
Vertrieben habe
Tägliche Auferstehung

14.

Wieviel Platz hätte GOTT gehabt
Wie oft war ich leergeweint für IHN
Aber er neigte sich nie der Grimmige
wenn ich saugleer dasaß
Bei Tagungen von Verbraucherorganisationen
Hingegen erschienst DU mir GOTT
Zwischen Sätzen vortragender Experten
Auch öfter und DU hautest mir
Besonders bei tönenden Fremdwörtern
Mit einem Blechtopfdeckel auf den Schädel
Bis ich lachen mußte
Und bei solcher Gelegenheit hörte ich DICH GOTT

15.

Die Plüschbank plaudert
Mit ein paar greisen Stühlen
Dichterlesung? Nein!
Hier tagt der Kulturkreis
Der Industrie- und Handelskammer

16.

Mit Hitler ging nicht
Die Entartete Kunst
ihre Ästhetik
Blieb in den Herzen der großen
Schweigenden demokratisierten
Mehrheit

17.

Starres Grau an Gassenecken
Zähmt den Himmel Arme Leute hetzen

Zum Dom um die Nutzlosigkeit
Aller Geheimnisse zu bezeugen
Beim Weinen

18.

Als ich Kind war hatten alle
Frisörläden Messingschilder
Auch dieser Glanz und Widerschein
Wegorganisiert
Als Ersatz hab ich neulich in Berlin
Ein SED-Abzeichen erstanden

19.

Im Saal die käserunde Uhr
Ohne Abenteuer und Schrecken kleben
Debattierer am armseligen Weiß der Wände
Das Tagungslokal prall voll
Von Wertschätzungen schrecklichen Namen
Tyrannischen Augenblicken des Vorstands
Berühmt und schändlich termingerecht

20.

Welche Konsonanten und Vokale
Benutzte Lilith? Ihre Kniffe
wer die überliefert hätte

21.

Über eine gelbe Puppe gebeugt
Hab ich zwölf goldene Türen gezeugt
Eine ist verhängt vom Polizeibericht
In einer anderen flattert ein Liebesgedicht
Die dritte führt ein Winterhotel

Und hinter ihr dreht sich eine als Karussell
Hat eine den Argwohn der Mauern durchdrungen
die sechste hat Noten und wird besungen
Zum Friedhof in Schwabing steht eine offen
die achte schwankt ist völlig besoffen
In Münster steht Tür Nummer neun
und will mich mit Modifarben erfreuen
Am Boden liegt weinend die Nummer zehn
während elf und zwölf durch den Frühling wehn
Die gelbe Puppe spricht mit ihnen
Sie wehen die Türen wie leichte Gardinen
Elf Türen habe ich häufig im Sinn
Aber in der zwölften schwebte ich leicht dahin

Sonett.

Nach der barocken Weise des Andreas Gryphius

Das Briefe schreiben stell ich heute ein.
Bestrahlung, Kotzen, Klinik – brachte nichts.
Zeit krönt mich kess zum König des Verzichts:
Umwogt von Müdigkeit laß ich mich SEIN.

Mein Zünglein ekelt sich vor Schnaps und Wein.
Die Augen brennen angesichts des Lichts.
Kopfkissen naß vom Lüllen am Gebiß.
Links lieg ich mal wie rechts: wälz Schmerzen klein.

Soll man in Trance noch Widerrede geben?
Nach Bildern, die in Kürze fliehen, langen?
Im Schluck von säuerlichen Schlehen

Hab ich mein Gaubensegel abgehangen.
Kein Abschied, Leute, weil da nie was war.
Und sollte Gott was SEIN – na wunderbar.

Nachwort

I

Zaghaft, fast skrupulös. Hans Dieter Schwarzes Oeuvre beginnt mit der Lyrik. Beginnt mit eher kühlen Bestandsaufnahmen (im Sinne Günter Eichs) und subjektiver Orientierungssuche. Wenig ästhetisch überfremdet, erscheint eine halb totgeweihte Welt in amorphen Bildern und wiederkehrenden Motiven: Reisen, Bahnhöfe, Auto- und Zugfahrten, in der Situation des Abschiednehmens. Es spricht ein lyrisches Ich, das Abstand wahr, weil jede Nähe als trügerisch empfunden wird.

Schwarzes frühe Gedichte erscheinen zunächst, Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre, in Zeitungen und Zeitschriften, unter anderem in der ZEIT. Gerade 26-jährig legt Schwarze 1952 mit *Quersumme* seinen ersten eigenen Lyrikband vor. Ein bemerkenswerter Start für einen Autor, dem schon früh die Aura eines großen Talents umweht. Und eines Tausendsassas, der, scheint's mühelos, auf unterschiedlichsten Terrains reüssieren kann.

Auf Einladung Günter Eichs wird Schwarze schon früh (und mehrfach) zu Treffen der *Gruppe 47* eingeladen. Auch das passt zum Bild eines Autors, in dem viele damals einen Hoffnungsträger der westfälischen Literatur sehen.

Weitere dominierende Themen der frühen Lyrik sind: Erinnerung, Schmerz, Vergangenheit. Letztere im Sinne erlebter Zeitgeschichte. Der Autor kann, will existentielle Erfahrungen, die ihn bedrängen, nicht abstreifen: 16-jährig Flaghelfer, zwei Jahre später russische Gefangenschaft. Schwarze wird Zeuge, wie viele seiner Kameraden zu Tode kommen: »Täglich starben zwanzig, dreißig Gefangene und mehr. Auf Leiterwagen wurden sie Nacht für Nacht von den Totenkommandos über das Kopf-

steinpflaster hinaus zum Eingraben gefahren.«¹ Er selbst lag tuberkulosekrank mit hohem Fieber im Lazarett, überlebte nur knapp. Ingrid Bacher über diese Zeit: »Als er im Herbst 1945 schwerkrank entlassen wurde, da hatte er den Sturz durch das Leben schon absolviert, war nur nicht angenommen worden vom Tod. Zufällig übriggeblieben, ausgeschieden, während er sah, wie seine Altersgenossen getötet wurden, auch von den eigenen Leuten erschossen, erhängt. Vierzig Jahre lang würde er nicht darüber sprechen können und auch dann nur bruchstückhaft. Er kam zurück in seine Heimat, in die Ruinen der Stadt Münster, doch nie verließ ihn das Gefühl, zu den Toten zu gehören.«²

Das Thema Sterben ist nahezu omnipräsent im Werk Schwarzes. Gepaart mit einer ebenso virulenten Lebensskeptis: »Bis heute bin ich mit der Tatsache, geboren worden zu sein, noch immer nicht richtig fertig geworden. Es war ganz nett, das Erdenwallen, aber wäre es wirklich nötig gewesen? Ich rätsele, ich denkele (Tucholsky), ich schreibebe daran herum, seit Jahrzehnten.«³ *Sterben üben – was sonst* lautet der Titel eines Gedichtbandes des 47-Jährigen. Weitere zehn Jahre später spricht er von sich selbst als altem, vielfach gebrochenem Mann. Als habe er fast schon mit dem Leben abgeschlossen. Ebenso nach Endgültigkeit heischend 1986 der Titel *Kurz vorm Finale. Prosa und Verse aus vierzig Jahren*⁴. Das war noch vor Schwarzes Krebs-Erkrankung, die

¹ Hans Dieter Schwarze: *Geb aus mein Herz. Erinnerungen an eine Jugend 1926 bis 1945*. Münster: Aschendorff 1990, S. 9.

² Hans Dieter Schwarze: *Zwölf Türen. Frühe und späte Gedichte*. Mit Original-Graphiken von Ulrich Erben. Düsseldorf: Eremiten-Press 2002, S. 84.

³ *Geb aus mein Herz*, S. 5.

⁴ Hg. von Jürgen P. Wallmann. Emsdetten: Lechte 1986.

fortan zum bestimmenden Thema seines Schreibens avancierte.

II

Nicht zu vergessen im literarischen Lebenslauf ist eine Episode, die für die westfälische Literaturgeschichte von eminenter Bedeutung ist und an der Schwarze unmittelbar beteiligt war. 1956 sehen wir ihn beim Schmallerberger Dichtertreffen in der Rolle eines »Rädelsführers«. Damals warfen die jüngeren westfälischen Autoren (unter anderem auch Paul Schallück) den bis dahin gefeierten westfälischen Heimatdichtern ihre NS-Vergangenheit und thematische Begrenztheit vor und forderten eine weltoffene Erneuerung der Literatur im Sinne der *Gruppe 47* sowie französischer Vorbilder. Die fast handgreiflichen Streitigkeiten löste einen Eklat aus, der jahrelang für Schlagzeilen sorgte, letztlich aber heilsame Folgen hatte: Die literarische Moderne hielt auch in Westfalen Einzug. Ihr Prototyp war der abstrakte Hagener Lyriker Ernst Meister, der 1957 den *Westfälischen Literaturpreis* erhielt – ein deutliches Signal dafür, dass andere literarische Stimmen das Wort übernommen hatten. Schwarze tat in der Zeitschrift *Westfalenspiegel* seine Position kund und exemplifizierte sie mit eigenen Gedichten. Insgesamt war er um Vermittlung bemüht, war, wie auch später, kein Mann, der die offene Provokation suchte.

III

Schwarzes Lebensstationen ab 1945 lesen sich im nackten Stenogramm wie folgt: 1946 Beginn seiner Theaterlaufbahn am münsterischen Stadttheater als Regieassistent und Schauspieler. 1947 bis 1949 Engagement in Lübeck. Kurz- und Gastverträge als Spielleiter und Schauspieler in Hamburg, Essen, Sommerhausen, Castrop-Rauxel (1953-1955), Trier und Krefeld. 1958 Spielleiter und Dramaturg bei den Münchener Kammerspielen. Er inszeniert mit großem Erfolg die deutsche Erstaufführung des *König Ubu* von Alfred Jarry. Von 1968 bis 1973 Intendant und Dramaturg des Westfälischen Landestheaters Castrop-Rauxel. Leiter der Uraufführung von Marguerite Duras' *Gespräch im Park* und Erwin Sylvanus' *Korczak und die Kinder*, das später ein Welterfolg werden wird. Seit den 60er Jahren Arbeiten fürs Fernsehen bei der *Bavaria* in München. Regiearbeit bei über 150 Fernsehfilmen (Wilder, Anouilh, Pagnol, Shaw, Shakespeare, Sternheim, Ostrowski u.a.) sowie Filmen nach literarischen Vorlagen von Flaubert, Tschechow, Fontane oder Keller. 1966 Hauptrolle in dem Spielfilm *Alle Jahre wieder* unter der Regie von Ulrich Schamoni, der ein Publikumserfolg wird und Münster ein ironisches Denkmal setzt. 1975/76 Intendanz in Nürnberg. Seitdem freiberuflicher Regisseur und Schriftsteller im niederbayerischen Anterskofen und weiteren Wohnsitzen in München (Stadtwohnung) und Münster. Daneben Arbeit als Schauspieler und Sprecher beim Funk sowie Reisen nach Finnland, Asien, Süd- und Nordamerika.

Nach Jahren, in denen sich der Autor vielfach selbst verleugnen musste, intensiviert er als »Pensionär« (O-Ton Schwarze) sein Schreiben und veröffentlichte zehn weitere, teilweise sehr persönlich gefärbte Bücher. Schwarze sprach von einer halben Midlife-Crisis, die ihn

damals befallen habe und von einem Einstieg in die intensivere Auseinandersetzung mit sich selbst. Ihm blieb nun auch Zeit für umfangreichere Prosa-Veröffentlichungen wie den Roman *Ludwig Leiserer* und die humoristischen *Brandebusemann*-Geschichten, die gleichwohl im episodenhaften Stil verbleiben. Die literarische Kurzform ist für den Autor weiterhin Programm. *Ludwig Leiserer*, mit über 400 Seiten Schwarzes umfangreichstes Buch, rekapituliert in 92 Kapiteln (nebst Epilog) im Stile eines Schelmenromans seltsame Episoden aus dem Leben des kauzigen Titelhelden. Leiserer, Sohn eines Kochs, will ebenfalls im Gaststättengewerbe sein Glück machen und gibt als Berufsziel Kellner an. Er ist Jahrgang '27 und stammt aus der Nähe von Bielefeld. Nach seiner Zeit im Reichsarbeitsdienst versieht Leiserer später einen Job als Portier in München. Wie wir weiter über ihn erfahren, hätte er am liebsten einen gelben Strohhut getragen und mit einer »blauen Seidenkrawatte herumgewirbelt«. Das Wahlverhalten der Bürger im Jahre 1933 habe ihm jedoch einen Strich durch die Rechnung gemacht. Fortan machte man sich über diesen »Einfaltspinsel« und gelegentlichen Oberspießer lustig, wenn dieser »nach unregelmäßigen Phasen völligen Schweigens« wieder einmal sagt: »Ich weiß nicht, ich finde das Leben ganz schön, aber notwendig gewesen wäre es auch nicht« (S. 12). Symptomatisch für den lockeren Aufbau des Romans sind Sätze wie: »Hab eine Form!« ... »Kurze Gedanken, kurze Verse, kurze Geschichten. Abbrechen mußt du lernen. Nein besser, aufhören, unmerklich, behutsam nicht mehr mitmachen« (S. 49). Auch hier wird die literarische Langform abgelehnt, weil sie dem Fragmentarischen des Lebens nicht entspreche. Der Roman spielt mit Elementen aus Schwarzes Biografie, kontextualisiert diese jedoch in eigener Manier.

IV

Für Hans Dieter Schwarze war die Kunst das produktivste Medium der Selbstvergewisserung, schon – noch unbewusst – im Kindesalter. In *Geh aus mein Herz* beschreibt er seine frühe Theaterleidenschaft: Der gerade Sieben-, Achtjährige spielt unter dem Tisch selbstausgedachte Kasperlespiele. Später, als das Theater zum Beruf geworden war, ist er erfolgreich, aber nicht immer glücklich mit den Arbeitsbedingungen. Der Kampf mit den »Instanzen« zermürbt ihn. Sein Unmut entlädt sich in Zynismus und Verachtung über eine Welt, die nicht so ist, wie sie sein könnte, die falschen Werten hinterherhechelt und das Glück, eine autonome, selbstzentrierte Existenz führen zu können, nicht zu schätzen weiß.

In seinen Lyriksammlungen seit *Sterben üben – was sonst* (1973) arbeitet sich Schwarze an Gegenwart und Zeitgeist ab. Nicht missionarisch, sondern spöttisch. In Versen, die nun ganz anders sind als seine frühen Versuche: greller, provokativer, aufsässiger, formal reduzierter. Seine Invektiven entladen sich in sarkastischen, teilweise arrogant anmutenden Knittelversen. In den folgenden *Caspar Clan*-Gedichten geht er immer respektloser auch mit sich selbst ins Gericht.⁵ Der neu gefundenen Form des Epigramms bleibt er fortan treu. Was bleibt, ist die Lust an der Spracherkundung und am Wortschöpferischen. Geblieben sind aber auch Melancholie, Selbstironie, makabrer Witz, eine große Portion Lebensskepsis. Seine späten *Manteltaschen-Notizen* verschärfen diesen Ton nochmals, sind introvertierte, bittere, ernste Mitteilungen in offener Kurz- und Kürzestform. Literarische

⁵ Hans Dieter Schwarze: *Caspar Clan. Was ihm passiert und durch den Kopf geht. In Knittelverse gebracht*. München: Schneekluth 1983; ders.: *Neues von Caspar Clan. Seine Verse, seine Sprüche*. München: Schneekluth 1984.

Tätigkeit wird zur ständigen persönlichen Nagelprobe auf des Messers Schneide. In seinem vorletzten Buch *Rote Vogelschwärme* (1994) legte Schwarze vollends die Schminke ab. Er gibt zu, sich selbst immer ein unsicherer Kantonist gewesen zu sein. Hinter der Fassade seines Karrierelächelns habe es ganz anders ausgesehen. Sein wahres Gesicht habe er am liebsten hinter der Maske eines traurigen, nachdenklichen Clowns versteckt.

V

Schwarze, der notorisch Suchende, fand in der Literaturgeschichte Gleichgesinnte, in denen er sich selbst spiegeln konnte. Frühestes Beispiel hierfür ist der Literaturvagant Peter Hille (1854-1904). Jemand, der mit seinen Seesäcken voller Texte durch Europa zog, auf Parkbänken campierte und erst in seinen letzten Lebensjahren in der *Neuen Gemeinschaft* der Brüder Julius und Heinrich Hart in Berlin eine dauerhafte Bleibe fand. Hille war ein Haltloser, ein Außenseiter. Er entzog sich allen gesellschaftlichen Zwängen und Normen, übte nie einen bürgerlichen Beruf aus und betrieb auch sein Schreiben unsystematisch, eruptiv, rhapsodisch. Ein radikaler, hinsichtlich seiner Subjektivität fast anarchischer Autor, der für die einen ein närrischer Kauz und für andere eine Lichtgestalt war. Erich Mühsam verehrte, Else Lasker-Schüler vergötterte ihn. Sie fand über Hille von der bildenden Kunst zum Schreiben und widmete ihm ein eigenes Buch (*Das Peter Hille-Buch*, 1906).

Für Schwarze war Hille ein Nonkonformist nach Maß, mit dem er überdies die Vorliebe für die literarische Kurzform teilte. Hille galt als »König der Aphorisme« (Wilhelm Arent, 1897) und blieb vor allem als Aphoristiker im literarischen Gedächtnis lebendig. Immer wieder hat Hille in seinen Bonmots die eigene Künstlerproble-

matik thematisiert: »Der Künstler: ist doch eine lebende Hölle, worin niemand ist als der Mensch dann. Eine ewige, unentrinnbare Hölle und nun geht hin und feiert Dichter.« Oder: »Dichter: von seinem Mangel essen die Völker; von seinen Qualen, seinem Verenden nehmen die Menschen nachmals den höchsten Rausch ihrer Seele.« Ähnliche Gedanken finden sich in Schwarzes *Manteltaschen-Notizen*. Auch seine Notate handeln vielfach von der Missachtung der Künste und den Schwierigkeiten, ein unentfremdetes Leben zu führen. Zwei Beispiele: »Wann bekommen Lyriker, diese notorischen Bluter endlich Minderheitenschutz? Ein Asyl verlangen sie ja nie, die Heimatlosen. Aber wann endlich erklärt der DGB: ›Wer Lyriker im Betrieb belästigt, fliegt raus!‹« – »Bald schaff ich es: die Reiseschreibmaschine im Aasee versenken und die Kreise im Gedächtnis behalten, bis zum Nachsinken.«

Mit Hille wusste sich Schwarze einig in einer konsequenten Ablehnung alles Genormten, Hierarchischen, Schulisch-Versklavten. Die folgenden Sätze Hilles dürften Schwarze aus der Seele gesprochen sein: »Ich gehe möglichst viel barfuß im dichtgewaschenen Sande des Strandes und in den Schaumkränzen, den weißen Sprüngen des auslaufenden Meeres. Mit freudigem Mitleid sehe ich, wie meine Zehen aus langer Haft in entstellendem Schuhwerk regsamer werden, wie die große Zehe Haltung annimmt und ordentlich, wie sich's für einen gerechten, geradezu gerichteten Fuß ziemt, nach außen ruckt. So und so viele Jahre Kultur, da gehen einem die Augen auf. Und seien's auch nur die Hühneraugen ... O, es sind Kulturträger die Schuster. Kulturträger wie jene andern Meister des Leistens, über den sie die werdende Menschheit, die jungen Seelen und schäumenden Geister schlagen. Auch mich hat man über den Leisten gezogen und da, alles in allem, vierzehn Jahre gezerrt. Dann versuchte es noch für einige Jahre der Staat, die Presse.

Am längsten das Elend. Bin ich noch unverhunzt? Mit kühnem Stolze eines Selbstwanderers, der auch die klaffendsten Abgründe nicht scheut, sag ich: »Ja«. Aber nur das, knapp entkommen. Nur mir hab ich das zu verdanken. Zu verdanken, daß ich Verhunzungen entgangen, die nur ich selbst als Fälschungen an mir erkenne, die andere wohl gar für Vorzüge halten; ihr Fehlen mögen sie als einen Mangel empfinden. Ich bestimme mich selbst.« (*Der alte Knabe*) Bei Schwarze lesen wir: »Auch tief im Winter zieht Herr Clan / stets Schuh' mit kleinen Löchern an. // Die Füße atmen. Sie bewegen / den Luftzug, Blut und Regen. // Im Wechsel liegt Herrn Caspars Ruh: / Im Geistigen, wie auch im Schuh«⁶. Ein Abgesang Schwarzes auf besserwiserisches, bürgerliches Bildungsgelächter lautet: »Wenn andre rauschhaft reden müssen, / stopft Clan sein Maul mit Negerküssen. // Versucht's ein Pädagog mit Finten, / zerknackt Clan Aachner Printen // Und kriechen zwölf Weise aus den Winkeln, / rennt Clan zum Pinkeln [...]«⁷. Schwarze verfasste eigene *Hille-Variationen*⁸, die einmal mehr seine Übereinstimmung mit der Lebensphilosophie Hilles zeigen: »Indifferent bleiben. / Sich nicht ins Genaue treiben // lassen. / Aus Bechern und Tassen // das trinken / was sich ergibt. // Selten den Damen winken. / Achtsam vermeiden // speziell: was man liebt. / Und: über keinen Menschen entscheiden. // Überhaupt: allmählich zu handeln vergessen. / Sich aber tollkühn zu dulden vermessen.« (1) »Keine Sentimentalitäten. / Vom Fisch bleiben auch nur die Gräten. / Und schließlich mehliges Staub. / Noch liegen wir unter den Tischen. / Doch es gibt nicht mehr

⁶ *Eine weitere Wechselpraxis*, zitiert nach: *Kurz vorm Finale. Prosa und Verse aus vierzig Jahren*. Hg. von Jürgen P. Wallmann, Emsdetten:Lechte 1986, S. 199.

⁷ *Technik für den Umgang mit Weisen*, zitiert nach: *Kurz vorm Finale*, S. 196.

⁸ Sie erschienen im 1. Jahrgang der *Hille-Blätter* 1984, S. 64.

viel zu erwischen. / Die Kellner stellen sich taub.« (2)
»Die Bücher vergraben / und Küsse. / Neben Reseden
und Laub. / Entleeren die Wäben. / Weg die Genüsse. /
Und wir, Himmel, auch.« (3)

Schwarzes Faible für gesellschaftliche und künstlerische Außenseiter spiegelt sich schon im Titel seiner literarischen Veröffentlichungen und Arbeiten fürs Theater und Fernsehen wider. Einer seiner frühen Gedichtbände trägt den Titel *Clowns* (1959). Für das Iserlohner Theater inszenierte er *Hanswurstiaden*. Im ZDF lief sein Feature *Westfälische Schelme*.

Als »Caspar Clan« gab Schwarze selbst, unter dem Schutz der Narrenkappe, Lebensweisheiten (keine Schulweisheiten) zum Besten. Andere »wunderliche Kerle«, mit denen er sich literarisch und persönlich solidarisierte, waren Oscar Wilde, Joachim Ringelnatz oder Wilhelm Busch. Er klopfte deren Werke auf das ab, was er in ihnen finden wollte: seine *eigenen* Gedanken über das Leben und natürlich über die Kunst. Bei der Lektüre der Briefe Wilhelm Buschs fielen Schwarze, wie er sagte, Sätze auf, die seine eigenen hätten sein können.⁹

In der Person des Caspar Clan erschuf sich Schwarze ein Alter Ego, in dem er sich literarisch ausleben, austoben konnte. Clan war laut Schwarze ein »rigoroser Einzelgänger und überzeugter Asozialer, munterer Melancholiker und fröhlicher Anarchist, der konsequente Verweigerer und Aussteiger«. Die Nähe zur realen Person des Autors bringt jener unverblümt im Schlussgedicht von *Neues von Caspar Clan* zum Ausdruck: »Dank im Sterben sag ich an / meinen Bruder Caspar Clan, // weil er immer auf besonnte / Plätze wechseln konnte – // was mir selber nie gelang. / Ich war steif und starr und bang. //

⁹ Vgl. Hans Dieter Schwarze: *Mein lieber Wilhelm! Unverhoffte Begegnungen mit Wilhelm Busch*. München: Schneekluth 1982

Um so tiefer kann ich fühlen, / wie Clan zwischen allen Stühlen // die Idee von Freiheit mir / spielte ...«¹⁰.

Eine weitere wichtige Bezugsfigur war für Schwarze Annette von Droste-Hülshoff, seine münsterische Dichterschwester. Er erwähnt sie in seiner Lyrik (s. S. 44 im vorliegenden Band) und widmete ihr ein Hörspiel (*Meersburg. Hörspiel frei nach Briefen der Annette von Droste-Hülshoff*. Münster: Aschendorff 1983), ein Theaterstück (*Sieh mir ins Auge. Schauspiel in zwei Akten*. Dingolfing: Wangenheim 1988) und ein Fernsehspiel (ZDF 1988). Erneut fällt auf: Bei solchen Annäherungen nahm es Schwarze akribisch genau. Er las nicht nur die Werke der Droste, sondern auch ihre Briefe (rund 1.100 Seiten), exzerpierte, collagierte. Die Worte, die er in *Sieh mir ins Auge* der Autorin in den Mund legt, sind weitestgehend Originalzitate aus unterschiedlichsten Werk- und Lebenszusammenhängen. Sie umkreisen eine schicksalhafte Episode im Leben der Dichterin: Während eines Aufenthalts bei ihrer Schwester auf der Meersburg am Bodensee wurde die Droste 1844 von ihrem 17 Jahre jüngeren Freund Levin Schücking und seiner jungen, attraktiven Frau besucht. Sie musste gute Miene zum – aus ihrer Sicht – demütigenden Spiel machen. Schon der Briefwechsel im Vorfeld des Besuches ist von perfider Falschheit geprägt. Um der Begegnung mit ihrem Freund, mit dem sie im Winter 1841/42 auf der Meersburg die »glücklichste Zeit« ihres Lebens verbracht hatte, gewachsen zu sein, nimmt sie – in Schwarzes fiktiver Ausgestaltung der Situation – bei der Prinzipalin einer wandernden Theatertruppe Schauspielunterricht. Der neuen Freundin gegenüber spricht sie sich aus, ohne sich freilich ganz zu offenbaren. Hierzu ist sie denn noch zu »spröde«, zu sehr in Stand und gesellschaftlicher Kon-

¹⁰ *Schwarze dankt Caspar Clan*, in: *Neues von Caspar Clan*, S. 120.

vention befangen. Josef Kurä im Programmbuch des 1988 im Münsterschen Borchert-Theater uraufgeführten Stückes über dieses Spiel im Spiel: »Der Versuch der Protagonistin, der neuen Freundschaft mit innerer Gelöstheit zu begegnen, wird in zwei Akten an- und nachgespielt. Er entpuppt sich als Widerstreit zwischen deren Gefühlsleben und der ihr gesellschaftlich abverlangten Contenance. Die im Rollenspiel erzählte Dreiecksgeschichte modelliert Hans Dieter Schwarze in kunstvoller, lyrischer Sprache, die aber auch den Dialekt nicht scheut. Er findet Bilder, die das Innenleben der Protagonistin humorvoll und glaubwürdig sichtbar machen, und entwickelt dabei Paraderollen für zwei Frauen.«

VI

Aus Schwarzes Künstlerporträts lassen sich – wie beispielsweise auch aus dem ins Surreale abdriftenden Monolog *Sieben Tage Ruhe auf dem Lande. Aus den Tagebuchnotizen eines Versicherungsvertreters*¹¹ – Mosaiksteine einer großen Autobiografie herausdestillieren. Einen »Dichtung und Wahrheit« umspannenden, in sich geschlossenen Lebensrückblick wollte Schwarze jedoch nicht vorlegen. Ein solcher hätte die Brüche, die Zwischentöne, übertüncht. So blieb es bei einer – wiederum episodenhaften – Darstellung seiner Jugendzeit in Münster im Buch *Geh aus mein Herz*. Für alles darüber Hinausgehende mangle es Schwarze, wie er zu Beginn darlegt, an Distanz: »Eine auf Vollständigkeit bedachte Lebensdarstellung mag ich nicht wagen, weil ich immer noch wie Adam und Eva auf alten Bildern unter wilden Tieren stehe und unfähig bin, übergreifende Zusammenhänge zu erkennen; der alten Demut näher als den

¹¹ München: Schneekluth 1985.

neuen Deutungsgewissheiten; Halbsätze mag ich mir immer noch eher leisten als Pathos.« So der 64-Jährige. Schwarzes hartnäckiges Insistieren auf dem Fragmentarisch-Vorläufigen, Heterogen-Skizzenhaften¹² hat letztlich dazu geführt, dass sein umfangreiches Gesamtwerk als Ganzes schwer greifbar ist. Dies wirkte sich wiederum negativ auf die Rezeptionsgeschichte des Autors aus. Schwarze selbst sprach von seiner »Dreifelderwirtschaft«, die eigentlich eine Vierfelderwirtschaft war: Fernsehen, Theater, Funk – und eben das Bücherschreiben. Jürgen P. Wallmann: »Wer versuchen wollte, Hans Dieter Schwarzes literarisches Werk auf einen Nenner zu bringen, käme rasch in Schwierigkeiten ... Charakteristischer als das Gemeinsame ist das Wechselnde.« So hat Schwarze beispielsweise nie den *Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis* (*Westfälischer Literaturpreis*) erhalten. Die Mehrzahl seiner Auszeichnungen erhielt er für seine Theaterarbeit.¹³

¹² Das von Ingrid Bacher zusammengestellte Lesebuch *Zwölf Türen* versucht ein geschlossenes Gesamtbild und kehrt die poetische Seite Schwarzes heraus. Sensible Verse über die Liebe im Zeichen des Abschieds und allenfalls momentanen Glücks. Jürgen P. Wallmann folgte hingegen in seiner Kompilation weitgehend dem chronologischen Faden und ließ auch den Theatermann Schwarze mit theoretischen Manifesten zum Vorschein kommen. Wallmann stellte ferner leitmotivisch Schwarzes Hassliebe zu Münster heraus.

¹³ Hier sind unter anderem zu nennen: Ordre de la Grande Gidoullie, Paris (für die Regie bei *König Ubu*) (1960), Preis für die beste Fernsehregie (Märchenkomödie *Der Drache*) beim Internationalen Festival Prag (1965), Bundesfilmpreis in Gold (1967), Ehrenanerkennung beim Adolf-Grimme-Preis (1969), Silbernes Lorbeerblatt der Dramatiker Union (1973), Bundesverdienstkreuz für Kulturarbeit im Ruhrgebiet (1973), Karnevalsorden: Erst der Geist würzt den Humor, Recklinghausen (1973), Special Mention bei der Goldenen Rose von Montreux (1978), Preis der Landesbühnen für *Ein wunderlicher Kerl* (1986), Sechsfingrige

VII

Schwarze hat sich nie angebiedert, war ein eher unbequemer Sohn seiner Heimatstadt. Seine Münster- und Heimatgedichte sind keine Wohlfühl-Texte, sondern betonen, subjektiv gebrochen, eine nie überwundene Distanz: »Mein liebes Münster hatte keine / Straßen für mich als ich jung war / Nur Trümmer Katholizismus und / Wichtige Ketten der Amtsträger« (S. 133 im vorliegenden Band). Im selben *Münster-Zyklus* finden sich die Verse: »Heimat? / Kam von so weit her / Daß mir nie / Die Idee eines Zieles kommt.« *Manteltaschen-Notiz* 140 lautet: »Münster. Habe ich es so oft erfunden, weil ich meins nie fand?« Auch *Mein Heimatlied* (s. S. 94-96 im vorliegenden Band) schlägt kritische und für Schwarze ungewohnt politische Töne an.

VIII

Es sei an dieser Stelle gestattet, einen im persönlichen Ton gehaltenen Nachruf anzuschließen, in dem ich damals, 1994, versucht habe, dem Menschen »HDS« (wie er von seinen Freunden genannt wurde) näher zu kommen:

Im Park von Haus Rüschaus. Er sitzt abseits, will sich vor der Lesung noch etwas sammeln. Schwarzer, großer Schlapphut, akkurat gestutzter Backenbart, etwas angestaubte Eitelkeit, wie mir scheint. Einige Fans machen sich auf, ihm die Hand zu schütteln. Vorweggenommene

Hand. Preis der Regieassistenten (1986), 2. Preis bei einem Kurzhörspiel-Wettbewerb des WDR (1991), Kulturpreis des Landkreises Dingolfing-Landau (1991), Paulus-Plakette der Stadt Münster (1992), Bundesverdienstkreuz 1. Klasse (1993).

Autogrammstunde, Smalltalk im kleinen Kreis und vornehmes Schulterklopfen. Alles sehr stilbewußt und gut in Szene gesetzt.

Die Lesung, von der Droste-Gesellschaft veranstaltet, ist gut besucht, was durchaus nicht die Regel ist. Auf die eingeschworene Gruppe von Schwarze-Verehrern ist halt Verlass, sie scheut auch den Weg ins abgelegene Droste-Domizil nicht. Für sie, diese In-Group, war er ja immer ein König, ein Lebenskünstler, der Münster hinter sich ließ, um anderswo als Schauspieler, Regisseur, Fernsehmann und Theaterintendant seinen unsicheren Weg zu machen. Und nun gastiert er als leibhaftig zu bestaunender Buchautor wieder in eigenen Landen – wer wollte sich das entgehen lassen? Wohlwollende Mienen allenthalben, der Beifall ist ihm schon vor der Lesung gewiss.

Und doch kommt es anders. Die Lesung ist, wie der Autor bald selbst merkt, kein Selbstläufer. Er quält sich von Text zu Text, überspielt, streut heiter-nonchalante Übergänge ein, beweist dabei seine Meisterschaft als Conférencier – doch erst langsam, mühsam, baut sich eine Brücke zum Publikum auf. Das liege an den unterschiedlichen Humoren, räumt er ein: ein und dasselbe Gedicht, ein und dieselbe Geschichte komme von Ort zu Ort, von Lesung zu Lesung, ganz unterschiedlich an. Sei's drum. Überzeugend klingt das nicht.

Vielleicht sind die Erwartungen des Publikums zu hoch. Vielleicht will man aber auch in diesem Hans Dieter Schwarze gar nicht so sehr einen Büchermenschen sehen. Münster liebt Schwarze, und folglich ist Schwarze Eigentum dieser Stadt – aber deshalb mag man hierzulande nicht unbedingt auch Belletristen...

Es ist oft verkannt worden, wie wichtig für Schwarze das Schreiben war. Unter den vielen Berufen, die er ausübte, war es ihm die wichtigste, die liebste Profession. Eine freilich oft zurückgedrängte Liebe, galt es doch immer auch, den leidigen Broterwerb zu sichern. Eine literari-

sche Existenz ist immer nur so frei, wie es die Auftragslage erlaubt.

Gut zwei Jahre später, Premiere von Schwarzes Droste-Hörspiel *Sieh mir ins Auge* im Münsterschen Mühlenhof-Museum. Diesmal ist es sogar brechend voll. Eine gut organisierte VIP-Party, gelenkige Grußworte, charming & smiling faces, Schwarze selbst als genialer Selbstdarsteller und Regisseur nicht nur des Hörspiels, sondern des ganzen Abends. Das Stück selbst verkommt bei so viel ausgelassener Heiterkeit fast zur Nebensache. Dabei hätte es genaueres Hinhören verdient gehabt. Ist da nicht etwas Zynisches, etwas Spitzmäuliges, ein wenig Falschheit, die HDS aus den Briefen von Fräulein Annette herausgespürt hat, ihre affektierte Eitelkeit, ihren ängstlichen, verkrampten Selbstbehauptungswillen? Schwarze als guter Textexeget: wie immer hat er sich seinen Weg über die Originalzeugnisse gebahnt und nicht durch Berge von Sekundär- und Tertiärliteratur. Andere Beispiele sind sein Peter-Hille- und sein Wilhelm-Busch-Buch. Im Briefwerk des letzteren habe er, wie er im Vorspann erläutert, Sätze gefunden, die seine eigenen hätten sein können. Lesen heißt Vergleichen, heißt Differenzen und Kongruenzen bilanzieren.

Eine gänzlich einverlebte Methode: Schwarze war ein rastloser, oft wahlloser Spurensucher in allen Sparten der Literatur, dazu ein fortwährender Notizenmacher. Das gehöre zum Handwerk und sei unentbehrlich, heißt es in einer seiner späten *Manteltaschen-Notizen*.

Mit dem Beifall des münsterschen Publikums, soviel sei nachgetragen, hatte es für Schwarze immer eine eigene Bewandtnis. Es hatte wohl etwas mit seiner sentimental Anhänglichkeit an seine Heimatstadt zu tun, siehe seine Münster-Erinnerungen *Geh aus mein Herz*. Besonders in Münster wollte er glänzen, wollte er, der soviel unterwegs war, präsent sein und bleiben.

Es war für ihn so etwas wie ein Trost, der über manche Durststrecke hinweghalf. Denn solche Downs gab es auch für ihn – trotz aller Erfolge und Ehrungen bis hin zum Bundesverdienstkreuz. Man denke nur an Lesungen vor ein paar Zuhörern in irgendeinem Kurort. Überhaupt verwunderlich, dass er die Zeitungsschnipsel über solche Lesungen aus kleinen und kleinsten Zeitungen akribisch sammelte und sich nicht scheute, sie für die weitere Pressearbeit zu verwenden, die er, damit ja nichts schief gehe, selbst erledigte.

Einmal erzählt er, wie er in einer Kneipe zufällig zwischen einige münstersche Poahlbürger gerutscht sei – die hätten ihn allesamt nicht gekannt, aber mächtig gestaunt, wie jemand es schaffen könne, sich nur mit Kunst durchs Leben zu schlagen. Künstlerische Tätigkeit als ständige Nagelprobe, als Selbstüberprüfungsinstanz – nicht ohne Grund spielt der Begriff des Haltlosen und die immer wieder neu versuchte Überwindung in Schwarzes Oeuvre eine so große Rolle. Das eigene Schreiben, obwohl nur ein Nebenberuf und lange Zeit geringster Bestandteil seiner – wie er es nannte – »Dreifelderwirtschaft«, war für Schwarze dennoch nie eine halbe Sache, letztlich sogar der Motor und Aufhänger für alles. Auf seinen Grabstein ließ er neben seinen Namen lediglich die Berufsbezeichnung »Schriftsteller« setzen.

Ein munter-unbefangener vagabundierender Lebenskünstler war Schwarze sicher nicht. Eher ein harter Arbeiter, ein unermüdlicher Sucher, ein im Grunde spiritueller Mensch. In seinem vorletzten Buch *Rote Vogelschwärme* hat er die Schminke abgelegt. Er gibt zu, dass er sich selbst immer ein unsicherer Kantonist gewesen sei. Hinter der Fassade seines Karrierelächelns habe es ganz anders ausgesehen. Verwandlung war sein Beruf, aber aus der Mottenkiste der Requisiten suchte sich Schwarze mit Vorliebe die Maske von Randexistenzen aus. Er bevor-

zugte das Gesicht des traurigen, viel zu nachdenklichen Clowns.

Bei der Durchsicht früherer Jahrgänge des *Westfalenspiegel* bin ich immer wieder auf seinen Namen gestoßen. Die Anfänge seiner Laufbahn sind hier in allen Etappen nachzulesen. Oft schrieb er – vielleicht um ein paar Mark dazuzuverdienen? – selbst Reportagen, zum Beispiel über so anscheinend Abseitiges wie ornamentale Schmiedekunst an alten Häusern. Inmitten der anderen altgedienten Haudegen, die an diesem Blatt mitwirkten, kommt er mir wie ein Fremdkörper vor. Gemeinsam mit Paul Schallück, Josef Reding und Erwin Sylvanus trug Schwarze dazu bei, daß die Zeitschrift ein modernes Image bekam. Der freiere Ton, den er anschlug, wirkte wie eine Frischzellenkur.

Obwohl er nie ein Mann der lauten Töne war und sich stets um Vermittlung bemühte, wurde er doch Hauptperson in einem literarischen Skandal. Beim Schmallenberger Dichtertreffen 1956 war er Wortführer jener jungen Schriftsteller, die der älteren Autorengeneration ihre faschistische Vergangenheit vorwarfen – und ein literarisch unzeitgemäßes »Westfalentum«. Sein Satz »Westfalen ist nicht mehr als ein Verwaltungsbezirk« war ein Dolchstoß für jedes treue Westfalenherz und wurde in den heftig geführten Diskussionen zum geflügelten Wort. Es identifizierte all jene, die für einen modernen Literaturbegriff votierten, als halbe Vaterlandsverräter. Das Ergebnis war eine Hetzkampagne, die gegen die Sezessionisten angezettelt wurde, ohne dass diese freilich mundtot gemacht werden konnten. Der *Westfalenspiegel* unter Chefredakteur Herbermann gab sich entschieden liberal und schlug sich auf die Seite der Reformer.

Im Film *Alle Jahre wieder* kam mir Schwarze etwas wohlstandsgenährt vor, was aber gut zur Rolle des Snobs passte, den er mit Bravour spielte. Warum sah man ihn später so selten in Filmen und Fernsehspielen? Lag es an

den hohen Ansprüchen, die Schwarze an sich selbst stellte? Er wählte nicht den graden Weg, sondern den mitunter unbequemen und dornenreichen. Eine sichere Stellung bei der *Bavaria-Film* in München gab er auf, um sich auf das unsichere Terrain eines Theaterintendanten in Castrop-Rauxel einzulassen. Mit großem Erfolg realisierte er seine an französischen Vorbildern entwickelte Idee vom »Volkstheater im Ruhrrevier«. Das Westfälische Landestheater war (und ist noch heute) ein reisendes Theater. Unter Schwarze kam eine Reihe größerer Orte als Spielstätten hinzu, u.a. das Ruhrfestspielhaus in Recklinghausen, eine der damals modernsten deutschen Bühnen. Das Ensemble spielte aber auch in Fabrikhallen und Strafvollzugsanstalten. 1969/70 gastierte es allein an 83 Spielorten.

Zu einer näheren Bekanntschaft mit Schwarze kam es durch einen Zufall. Rainer A. Krewerth bot mir an, gemeinsam mit ihm Schwarze in seiner Wahlheimat Niederbayern, auf seinem »Batzelhof« in Anterskofen, zu besuchen. Wir wollten beide etwas über Schwarzes 65. Geburtstag schreiben, er für das *Jahrbuch Westfalen*, ich für den *Westfalenspiegel*. Schwarze selbst war sehr daran gelegen, in Westfalen wieder etwas von sich hören zu lassen. Der Hof selbst ist ein Schmuckkästchen, wunderbar gestaltet von Schwarzes Frau, der Künstlerin Karin von Wangenheim.

Wir sitzen in einem Raum, der einer Grotte ähnelt, und hören Kanalmusik der Kölner Saxophonmafia. Scotch & Candlelight-Atmosphäre. Überall sind Geschenke und Anhängsel von Freunden im Blick. Daneben auch eine Kiste mit Schwarzes eigenen Büchern. Das Obergeschoss beherbergt eine Bibliothek mit über 6.000 Bänden.

Am nächsten Morgen ist er nervös. Will möglichst schnell wieder an die Arbeit. Das Gespräch über Heilkräuter endet bald im Austausch von Belanglosigkeiten.

Einige Tage später dann eine Postkarte von ihm mit Freundschaftsgrüßen. Solche Karten mit oft nur kurzen, gutgemeinten Grüßen kommen fortan häufiger. Immer unregelmäßig, überraschend. Denktettel, unverbindliche Lebenszeichen, wie sie Schwarze immer wichtig waren. Auch hierüber hat er in seinem Krebsroman *Rote Vogelschwärme* berichtet.

Anlässlich einer Lesung Schwarzes in Warendorf fällt auf, wie sehr er sich den Rummel um seine Person (mit Autogrammwunde und nettem Drumrumgeplauder) mit routinierter Nonchalance vom Leibe hält. Erst beim Gespräch in einer kleinen Weinkneipe taut er auf, fühlt sich wohler.

Und doch gehören solche Auftritte zum Metier. Zu seinem 65. Geburtstag strömt viel Prominenz aus Film, Funk und Theaterwelt und aus allen Teilen Deutschlands ins münstersche Theater. Das starke Solidaritätsgefühl der unstillen Branche wird augenscheinlich. Alte und junge Weggefährten lesen aus Schwarzes Werken. Erst in dieser Gesellschaft bekommen seine Texte die richtige Farbe, ihr kaleidoskopisches Kolorit. In München wird die Veranstaltung mit ebenso großem Erfolg wiederholt.

Dann der Schock der Krankheit, die innere Wandlung. Es wird ernst mit dem Thema Tod, das im Werke Schwarzes immer – manchmal auf kokette Art und Weise – eine Rolle gespielt hat. Er beginnt, die neue Erfahrung auf seine Weise zu bewältigen: literarisch. »Krebsaphorismen« nennt er das, »Krebsroman« oder »Krebskomödie«.

Er lässt sich zu und er lässt die Krankheit zu. Eine Radikalbehandlung mit OP und Chemotherapie lehnt er ab. Er setzt stattdessen auf Heilfasten, Meditation und auf die Bewältigung durch literarische Arbeit. Und er lässt nun auch Zynismus und Sarkasmus zu. Schwarzes letzte

Bücher sind seine aufrichtigsten. Er hatte nicht mehr viel zu verlieren.

Es war im Grunde ein schauerliches Szenario, als er zwei, drei Jahre später in Münster, im vollbesetzten Rathausfestsaal, unter viel Beifall seine *Manteltaschen-Aphorismen* vorstellte. Der kranke, abgezehrte Mann, der sich unter Schmerzen aufgerafft hatte, für seine Freunde zu lesen, hatte nun deren Mitleid zu ertragen. Aber er *wollte* die Veranstaltung und wollte auch seine Standhaftigkeit und seinen Trotz gegen die Krankheit zeigen. Der, der da am Tisch saß und vorlas, war ein ganz anderer als der, dem ich erst ein paar Jahre zuvor im Rüschaus begegnet war. Zwischen ihm und seinem imaginären Publikum war eine Wand, ein Außen, das wie ein Film ablief und das ihn bis zur Erschöpfung abmarterte.

Eine weitere Begegnung brachte eine Gedenkveranstaltung zum 100. Geburtstag des Dichters Peter Paul Althaus im Münsterer Landesmuseum. Ich hatte Schwarze gebeten, einige Texte von PPA zu lesen. Er wollte mir den Gefallen nicht abschlagen, aber die Lesung fiel ihm unendlich schwer, vielleicht auch, weil viele von Althaus' Texten vom Tod handeln. Er verursachte sogar eine eklatante Missstimmung, als er eine Sendeanstalt barsch zurückwies, die ihn während der Lesung mit ihrem grellen Scheinwerferlicht malträtierte. Die Althaus-Debussy-geschwängerte Atmosphäre war dahin. Hinterher fluchten wir gemeinsam, was beiden guttat.

Hans Dieter Schwarze, der 1994 starb, hat buchstäblich bis zur letzten Minute seines Lebens literarisch gearbeitet. Zuletzt hat er keine Kunstgeschichten mehr geschrieben, sondern einfach nur noch Mitteilungen, Ich-Geschichten, das Tagebuch seiner Empfindungen, letzte Notate aus seiner Matratzengruft, die er immer seltener verlassen konnte. Bei der Verlagsuche seiner letzten Bücher konnte ich helfen. Wir haben noch einige Male

zusammengehockt, haben Texte durchgesprochen, manches aussortiert und umarrangiert, anderes kam noch hinzu. Mit seinem Buch *Rote Vogelschwärme. Aufzeichnungen aus meiner Krebszeit* hatte er noch große Pläne. Er wollte daraus in Krankenhäusern lesen und anderen helfen, denen es noch schlechter ging als ihm. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Aber die Hoffnung daran hielt ihn am Leben. Adieu HDS.

PS:

Eine umfassende Dokumentation über Leben, Werk und Wirkung Hans Dieter Schwarzes steht noch aus. Sie wäre überaus lohnenswert. Schwarze war ein wichtiger Autor, nicht nur auf der westfälischen Literaturlandkarte nach 1945. Für eine solche Aufarbeitung liegt umfangreiches, bislang unaufgearbeitetes Material im Nachlass Schwarzes in der Dortmunder Stadt- und Landesbibliothek vor. Es stellt eine Fundgrube dar, vor allem auch hinsichtlich Schwarzes innovativer Theaterarbeit für das Westfälische Landestheater Castrop-Rauxel. Der Nachlass wurde von der Publizistin und Historikerin Gisela Schwarze vorbildlich vorsortiert und verzeichnet (vgl. die Auflistung im Periodikum *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 5, 2000, S. 247-271).

Textnachweise

Quersumme, Gedenken 1951, Winter, in: *Quersumme. Gedichte*. Hamburg 1952, S. 1-3, 4, 5, 10 – *Viadukt*, in: *Konturen*, Heft 4, Hamburg 1953, zitiert nach: *Kurz vorm Finale. Prosa und Verse aus vierzig Jahren*. Hg. von Jürgen P. Wallmann. Emsdetten 1986, S. 55-57 – *Fallende Blätter, Stoppeln, Herbstbesuch, Auf der Station, Autobusfahrt, Kongreß der Liebenden*, in: *Flügel aus Glas. Gedichte*. Frankfurt a. M. 1954, S. 1, 3, 7, 8-9, 13, 16-17 – *Winterkrieg, Lob der Mansarde, Morgen über der Stadt, Baridylle, Verregnete Straße, Warten am Kiosk, Memento für eine Kaffeewirtschaft bei Münster*, in: *Tröste, blasse Strasse. Gedichte*. Emsdetten 1956, S. 27, 30, 34, 37, 38, 53, 54 – Textauszug aus: *Heimweh nach den Weiten. Die abenteuerliche Lebensgeschichte des Dichters Peter Hille*. Münster 1957, S. 1-4 – *Gelbe Frucht, Clown August stirbt*, in: *Clowns. Gedichte*. Stierstadt/Ts. 1959, zitiert nach: *Kurz vorm Finale. Prosa und Verse aus vierzig Jahren*. Hg. von Jürgen P. Wallmann. Emsdetten 1986, S. 114, 117 – *Nachmittag römisch privat*, in: *Jeder ist Columbus. Reisenotizen*. Emsdetten 1965, S. 34-36 – *sterben üben...*, *Haushaltsmuster, triumphierendes dunkel...*, *zwischen terminen...*, *Karnevalsrefrain, die kurzbeinige katze...*, *schweig dich zu tode...*, *die hitlerjugenduniform...*, *in ostpreußen 1945...*, *morgen wird...*, *gestern mütter...*, *nimm dich zurück...*, *sich flöhe halten...*, *Heimatkunde*, in: *Sterben üben – was sonst. Epigrammatisches*. Dortmund 1973, S. 8, 11, 13, 15, 17, 18, 23, 29, 31, 34, 36 – *Promenade, Aasee, Drostenhof Wolbeck, Die Droste, Prozessionsweg*, in: *Münster*. Text: Gisela Schwarze, Verse: Hans Dieter Schwarze. 2. verb. Aufl. Frankfurt 1975, S. 50, 58, 61, 65, 70 – *Vauo*, in: *Das große Rabenbuch. Kunde von einem und Cour für einen seltenen und seltsamen Vogel, der Victor Otto Stomps geheißen...* Hg. von Albert Spindler und Arno Waldschmidt. Hamburg

1977, S. 171-172 – *Einige persönliche Hinweise, Der Elternmörder, Glückwunsch zu einem freudigen Ereignis, Eine christliche Existenz, Der Schuß in die Decke, Schlitzohrigkeit, Bocksbeutel am Sterbebett*, in: *Die Brandebusemanns. Eine Familie, die man mögen muß*. München 1980, S. 6, 9-11, 35, 102-103, 114, 161 – <Aphorismen>, *Verwaltungsgemäß, Nicht weit von Rom, Ja, anders sein...*, *Biographische Notiz*, in: *Memoriermurmeln. Verse*. München 1980, S. 8-18, 20-21, 31, 36, 45, 57, 94, 99, 142 – *Wie Ludwig zum ersten Mal eine Ehefigur wird*, in: *Ludwig Leiserer. Roman*. München 1981, S. 73-77 – Textauszug aus: *Mein lieber Wilhelm! Unverhoffte Begegnungen mit Wilhelm Busch*. München 1982, S. 7-9 – *Erster Bericht über Caspar*, in: *Caspar Clan. Was ihm passiert und durch den Kopf geht. In Knittelverse gebracht*. München 1983, S. 5 – »*İck bün al hier!*«, *Her, Hin, Zweitruhe, morgens, im Wechselrhythmus, Die Vernünftler, Geständnis per Personalbogen, Das Gute, eine Nervenfrage, Endstation Knitteln, Körperdenkanstöße, Häusliche Szene, Im Existenzkampf, »Dumm sein und Arbeit haben: das ist das Glück.« (Benn), Der Anti-Kandidat, Schwarze dankt Clan*, in: *Neues von Caspar Clan. Seine Verse, seine Sprüche*. München 1984, S. 5-7, 13, 15, 16, 17, 18, 19, 27, 31, 34, 41, 57, 74, 88, 120 – Textauszug aus: *Vom ungeheuren Appetit nach Frühstück und nach Leben. Unverhoffte Begegnungen mit Joachim Ringelnatz*. München 1983, S. 7-14 – *Erster Ruhetag*, in: *Sieben Tage Ruhe auf dem Lande. Aus den Tagebuchnotizen eines Versicherungsvertreters*. München 1985, S. 11-18 – *Bazlanische Ode, Mensch Meister, Mein Heimatlied*, in: *Kurz vorm Finale. Prosa und Verse aus vierzig Jahren*. Hg. von Jürgen P. Wallmann. Emsdetten 1986, S. 102, 233, 236 – Textauszüge aus: *Sieh mir ins Auge. Schauspiel in zwei Akten, frei nach Briefen der Annette von Droste-Hülshoff*. Dingolfing 1988, S. 1-5 – *Von einem Kampflied gegen den Terror der Unsensiblen, Bücher besudeln, Daß Theater ein Beruf sein*

kann, Vorsprechen, in: *Geh aus mein Herz. Erinnerungen an eine Jugend 1926 bis 1945*. Münster 1990, S. 49-52, 106-109, 151-154, 171-176 – Textauszüge aus: *Fuß für Fuß. 700 Manteltaschen-Notizen*. Münster 1993, S. 11, 12, 13, 23, 27, 28, 30, 31, 33, 37, 41, 42, 44, 45, 47, 48, 52, 54, 56, 58, 59, 62, 63, 69, 75, 80, 85, 86, 90, 92, 95, 100, 109, 110-111 – *Gehversuche, Eine Liebesgeschichte, Diamant-Sutra, Krebskrank nach Hause entlassen*, in: *Rote Vogelschwärme. Aufzeichnungen aus meiner Krebszeit*. Münster 1994, S. 34-38, 55-57, 158-161 – *Münster, Sonett. Nach der barocken Weise des Andreas Gryphius* aus: Nachlass Hans Dieter Schwarze, Stadt- und Landesbibliothek Dortmund.

Dank

- an Karin von Wangenheim für ihre vielfältige Unterstützung dieses Projekts
- an Gisela Schwarze für wertvolle Hinweise
- an Kerstin Mertenskötter, Ricarda Ridder und Meike Cremer für die Erfassung der Texte und Hilfen beim Korrekturlesen
- an Arnold Maxwill für sein stets wachsames Auge bei der letzten Durchsicht
- sowie an das Neue Literaturkontor und den Aschen-dorff-Verlag, beide Münster, für die Überlassung von Abdruckrechten.